

DUNKLE SCHATTEN AM NIL.



Merenre und Tirza
in gefährlicher Mission

Dunkle Schatten am Nil

Merenre und Tirza in gefährlicher Mission

1. Zusammentreffen im Schilf

Der Wind strich leise durch das vertrocknete Schilf. Die untergehende Sonne spiegelte sich rötlich im flachen Nil, der sich hier in Goschen, im untersten Teil Ägyptens, in viele Arme verzweigt. Bei Flut stehen hier weite Teile unter Wasser und der Fluss wälzt sich braun und schäumend zum Meer. Doch seit der letzten Flut war nun schon beinahe ein Jahr vergangen. Jetzt floss er zahm und langsam – fast konnte man meinen, er stünde still.

Merenre, (ägyptischer Name, mit Betonung der letzten Silbe) ein zwölfjähriger Ägypter Junge trat aus einem einfachen Lehmhaus, das am Rande des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe stand. Er trug ein Wurfholz bei sich. Manchmal versuchte er sich am Abend im Jagen einer Ente oder einer Graugans. Manchmal schlenderte er einfach nur eine Weile dem Nil entlang oder blickte über die weite Ebene und träumte von einer grossen Zukunft. Auch an diesem Abend schlich er leise der Uferböschung entlang, damit er die Wildvögel nicht aufscheuchte. Wenn er Glück hätte, würde es morgen wieder einmal gebratener Vogel auf dem Speiseplan geben. Doch plötzlich zuckte Merenre zusammen. War er vielleicht nicht alleine hier? Da, direkt neben einem alten Gänsenest lag ein grosser Wasserkrug aus Ton. Wem mochte dieser gehören? Er ging vorsichtig weiter und lauschte angespannt. Hörte man da nicht ein leises Schluchzen? War es vielleicht ein Wassergeist oder der Geist eines Nilpferdes – oder noch schlimmer ein echtes Nilpferd. Ach nein, ein Nilpferd würde doch keine solche weinerliche Laute von sich geben.

Merenre gab sich einen Ruck und arbeitete sich mutig aber in gebückter Haltung dem Ufer entlang vor. Plötzlich sah er vor sich ein Mädchen auf einem Papyrusbündel kauern. Es blickte traurig ins trübe Wasser und schluchzte leise vor sich hin. Es hatte den jungen Ägypter nicht bemerkt. Vorsichtig pfiff Merenre durch die Zähne. Das Mädchen sprang auf, sah ihn erschreckt an und wollte schnell die Flucht ergreifen. Doch Merenre versperrte ihm den Weg. „Warte“, rief er, „bitte geh nicht weg. Wer bist du und was machst du hier?“ Das Mädchen blickte ihn verwundert an: „Du bist ein Ägypter, weshalb sollte ich dir sagen, wer ich bin. Ihr hasst uns doch. Ich bin ja nur eine Hebräerin.“ Merenre liess sich nicht einschüchtern. Das Blitzen in den dunklen Augen dieses hebräischen Mädchens und der Trotz, den er darin spürte, forderten ihn heraus. „Warum sollte ich dich hassen?“, sagte er. „Ich kenne dich ja nicht einmal. Also, ich heisse Merenre und wohne gleich im ersten Haus am Dorfrand. Willst du mir nicht sagen, wer du bist?“ Er blickte bittend. Das Mädchen entspannte sich leicht. „Ich heisse Tirza. Wir wohnen noch nicht lange im Dorf. Vorher lebten wir etwas weiter nilabwärts in einem schönen Haus. Ich gehöre zum Volk der Hebräer. Die Ägypter hassen uns.“

„Warum sollten sie das? Ich kenne viele Hebräer, die ganz nett sind – und ich hätte gerade Lust mich etwas mit dir zu unterhalten. Komm, wir setzen uns da hinten auf diesen grossen Stein. Hier sind wir etwas im Schilf versteckt und können doch auf das Wasser des Nils hinaus sehen, damit wir nicht von einem Nilpferd oder Krokodil überrascht werden.“ Er ging ein paar Schritte zurück in den dichten Schilfwald und setzte sich auf den Stein. Zögernd folgte ihm Tirza und setzte sich neben ihn.

Eine Weile sassen sie still da. Das letzte Sonnenlicht glitzerte auf der Wasseroberfläche und das ausgetrocknete Schilfgras rauschte sanft im Abendwind. Als Merenre Tirza von der Seite her betrachtete, sah er, wie erneut Tränen über ihr Gesicht liefen und sie das Schluchzen unterdrücken musste. „Warum weinst du?“, fragte er leise. Sie fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen, um die Tränen abzuwischen. „Hast du Geschwister, Merenre?“ „Ja ich habe einen kleinen Bruder, er heisst Teti und eine kleine Schwester, sie heisst Sitre. Und du?“ Tirza blickte ihn mit traurigen Augen an: „Ich habe einen grossen Bruder. Er heisst Amal. Er ist für die Ägypter am Arbeiten. Ich sehe ihn kaum einmal. Und ich hätte noch einen kleinen Bruder – aber...“ Tirza verstummte. „Was ist mit ihm? Ist er gestorben?“, fragte Merenre. „Er wäre nicht gestorben, wenn die Ägypter uns nicht hassen würden. Ihr seid schuld, dass so viele kleine Hebräerjungen getötet werden. Auch mein kleiner Bruder musste sterben. Ihr wollt es so! Und du gehörst genauso zu diesem gemeinen Ägypter Volk, euer Pharaon trägt an allem die Schuld.“

Merenre sprang auf: „Nein, was du da sagst, ist gemein! Das darfst du nicht sagen! Ich kann überhaupt nichts dafür“, protestierte er empört. Wieso sollte ich wollen, dass du keinen Bruder hast? Und warum redest du so gemein von unserem Volk?

Tirza blickte ihn ganz verstört an: „Weisst du denn nicht, was dein Volk meinem Volk antut? Euer Pharaon lässt mein Volk für sich schuften. Wer baut ihm seine Vorratsstätte Pitom und Ramses? Es sind unsere Väter und Brüder. Er gönnt uns dafür kaum das Essen. Wir werden unterdrückt. Und das Schlimmste ist: Der Pharaon will nicht, dass unser Volk noch grösser wird, als es schon ist. Hier am untersten Teil des Nils leben ja schon jetzt mehr Hebräer als Ägypter. Darum schickt er jeweils seine Soldaten vorbei, wenn ein kleiner Hebräerjunge geboren worden ist. Dann nehmen sie diese Jungen und werfen sie in den Nil, wo sie von den Nilpferden und Krokodilen gefressen werden.“ Ihre Augen füllten sich wieder mit Tränen. „Mein Bruder hat Amos geheissen und war so süss...“

Merenre blickte sie entsetzt an. „Nein Tirza, das ist doch nicht wahr! Das kann nicht sein! Warum sollte ich dir solch schreckliche Dinge überhaupt glauben?“ „Na gut“, erwiderte sie, „ich dachte mir ja gleich, dass du mir nicht glaubst. Du bist ein Ägypter!“ Sie stand auf und wollte gehen. „Nein, geh nicht, Tirza. Ich glaube dir ja, ich habe das alles nur noch nicht gewusst, keiner hat es mir gesagt. Ich wünschte nur, dass es nicht wahr wäre!“ Tirza setzte sich wieder hin. Beide sassen still nebeneinander. Nach einer Weile begann Tirza zu erzählen: „Weisst du, wir waren früher ein stolzes Volk. Wir hatten grosse Vieherden, wir hatten grosse Gemüsegärten und schöne Häuser hier am Nil im Gebiet Goschen. Der Pharaon selbst hat uns hier, in diesem schönen Teil von Ägypten, wohnen lassen. Mein Grossvater erzählte mir von einem berühmten Mann namens Zafanat-Paneach, der einst der Vizepharaon von Ägypten war und das ganze Volk vor einer Hungersnot rettete. Er gehörte zu unserem Volk. Dank ihm ging es uns gut. Wir waren beliebt beim Pharaon. Das war dann lange Zeit so. Doch seit eine neue Pharaonendynastie von Oberägypten an die Macht gekommen ist, ist alles anderes geworden. Wir sind gehasst und unterdrückt. Mein Vater und mein Bruder müssen so viel arbeiten, dass ich sie kaum mehr sehe. Und wenn sie nach Hause kommen, sind sie todmüde und oft sind sie auch krank. Früher hatten wir grosse Rinder-, Ziegen und Schafherden. Jetzt, da mein Vater als Zwangsarbeiter für den Pharaon schuften muss, kann niemand mehr zu den Rindern schauen. Wir mussten sie alle verkaufen und haben bloss noch ein paar Schafe und Ziegen, die ich hüten muss. Nach einiger Zeit war auch das ganze Geld weg und wir konnten nicht mehr länger in unserem grossen Haus bleiben. Nun sind wir hier in eine kleine Hütte gezogen. Von hier aus ist es für meinen Vater Jaschub und meinen

Bruder Amal etwas weniger weit zur Arbeit nach Pitom zu gehen. Aber unser Haus steht so nahe am Nil. Es ist eins der untersten Häuser und wird bei der nächsten Nil Flut bestimmt überschwemmt. Ich fürchte mich schon jetzt davor. Wir sind arme Leute; niemand hilft uns. Im Gegenteil, die Ägypter hassen uns.“

Tirza hatte lange gesprochen. Merenre sass still da und lauschte betroffen dem traurigen Bericht. die ganze Zeit liess er aber niemals die Wasseroberfläche des Nils ausser Acht. In der Abenddämmerung sah man ab und zu ein leichtest Papyrusboot über das Wasser gleiten. Fischer mit Angelruten versuchten ihr Glück. Es wurde schon langsam dunkel. Tirza wollte sich gerade erheben, denn sie sollte längst mit dem Krug voll Wasser zu Hause sein. Da raschelte es einige Schritte von ihnen entfernt im Schilf. Merenre begriff als erster, was vor sich ging: „Still! Da kommt jemand mit einem Boot.“ Er zog Tirza am Arm etwas tiefer ins Schilfdickicht. Sie verharrten in gebückter Stellung und lauschten angespannt. Sie hörten eine Männerstimme leise vor sich hin murmeln. Plötzlich erschrak Tirza: „Mein Krug, er wird meinen Krug sehen. Ich muss ihn nehmen und verschwinden, bevor er uns entdeckt.“ Merenre wollte Tirza noch zurückhalten aber sie war blitzschnell weg. Vorsichtig geduckt schlich sie so schnell wie möglich Richtung Krug. Zum Glück war es jetzt schon fast Nacht. Sie fand den Krug, packte ihn und rannte, als ginge es um ihr Leben, davon. Sie erreichte das Dorf. Als sie bei den ersten Häusern vorbei kam, fragte sie sich, wie sie ihrer Mutter erklären konnte, warum sie kein Wasser brachte, obschon sie ja so lange am Nil gewesen war. Doch ihre Hütte war leer. Mutter war noch irgendwohin gegangen, Vater und Bruder von der Arbeit noch nicht zurück. Tirza nahm sich vor, am morgen früh, sehr früh, Wasser zu holen. Sie legte sich erschöpft auf ihre Schlafmatte und dachte nach: Ob sie den jungen Ägypter wieder treffen würde. Vielleicht hätte sie ihn nicht alleine lassen sollen. Wer konnte wissen, was das für ein fremdes Boot gewesen war, das im Schilf angelegt hatte.

Merenre fühlte sich plötzlich sehr alleine im Schilf. Eine Männerstimme rief barsch: „Ist hier jemand?“ Der Fremde musste Tirza gehört haben. Er rief ihr hinterher: „Lauf nur ins Dorf und lass dich hier nicht mehr blicken, sonst wirst du mit den Krokodilen baden gehen, ha ha ha!“ Merenre schauderte. Wenn ihn nur dieser schreckliche Mann nicht entdeckte. Aber im nächsten Augenblick durchzuckte ihn noch ein anderer Gedanke: „Diese Stimme kenne ich doch!“, dachte er. „Mit den Krokodilen baden gehen“, das sagte doch immer sein Onkel – ja diese Stimme gehörte seinem Onkel Tuschratta. Aber was machte sein Onkel hier bei Einbruch der Nacht? Der wohnte doch flussaufwärts in Dahschur. Da hörte er wieder ein Rascheln. „Tuschratta, bist du da?“, flüsterte eine raue Stimme. „Ja, Osorkan, ich warte schon lange, schnell, wir müssen uns beeilen.“

Merenre hörte wie der Neuankömmling ins Boot stieg. „Und wo bleibt unser Freund Rahotep? Warum ist er nicht da, wie abgemacht?“, fragte Tuschratta etwas ärgerlich. „Er kann heute Nacht nicht. Es ist etwas vorgefallen, was ihn hindert zu kommen“, erklärte der andere. „Was soll das? Er weiss ganz genau, dass wir ihn brauchen. Er ist der einzige der sich auskennt. Wir finden den Weg nicht ohne ihn und erst nicht den geheimen Eingang.“ „Ich weiss, Tuschratta, reg dich nicht so auf. Ich kann nichts dafür. Und wenn du so laut sprichst hört uns womöglich noch jemand zu.“ Eine Weile herrschte angespannte Ruhe, dann hörte Merenre wieder die Stimme seines Onkels: „O.k. dann wird es eben nichts diese Nacht. Aber denk daran, es gibt noch andere, die dasselbe planen wie wir.“ Tuschratta machte eine Pause: „Ich kann die nächsten Tage nicht kommen. Es ist zu auffällig, wenn ich so häufig hier bin. Wir können uns erst wieder in einer Woche treffen. Genau an dieser Stelle. Ich nehme wieder dieses Boot... ha,ha... wenn das der alte Setoj wüsste.“ – „Abgemacht ich werde zur Stelle

sein. Nur, wie kannst du sicher sein, dass du auch wirklich das Boot deines Bruders nimmst? Die sehen ja alle gleich aus!“, gab der andere zu bedenken. „Keine Sorge. Schau hier am Bug: Das kleine bunte Nilpferd macht es unverwechselbar! – Also, vergiss nicht, Rahotep zu informieren. Er muss dabei sein, wir brauchen ihn. Er hat versprochen, uns den Weg zu zeigen, jetzt kann er nicht mehr zurück – sonst wird er mit den Krokodilen baden gehen, ha,ha ha!“

Merenre war bei den letzten Worten sehr erschrocken und kauerte noch immer im Schilf als sich die Schritte des einen Mannes langsam entfernten. Er hörte wie ein Boot fast lautlos ins Wasser hinaus glitt, dann sah er einen dunklen Schatten flussabwärts verschwinden. Merenre erhob sich und schlich so leise wie möglich aus dem Schilfgürtel hinaus ins höher gelegene Land; dann rannte er dem Dorf zu. Er stürmte ausser Atem ins Haus. Sein Vater empfing ihn ungehalten: „Wo treibst du dich zu so später Stunde noch draussen herum. Es ist ja schon Dunkel, die Zeit der Geister und bösen Gestalten.“ Kleinlaut entschuldigte sich Merenre. „Vater, ich war bei meinem Freund Maged. Wir haben zusammen Hieroglyphen gelernt und dann spielten wir noch eine Runde Senet. Es tut mir Leid, dass es so spät geworden ist“, log er. „Na, gut, wenn es so ist, soll es mir recht sein. Lerne nur fleissig weiter, dann wirst du einmal eine grosse Zukunft haben. Aber nun ab auf die Matte!“ Merenre gehorchte augenblicklich und verzog sich zu seinem Schlafplatz.

Er konnte nicht sofort einschlafen. Was mochte sein Onkel im Schilde führen? Ja, er war sich ganz sicher, dass das sein Onkel gewesen war. Und was machte Onkel Tuschratta mit dem Boot seines Vaters? Ob Merenre seinem Vater davon erzählen sollte?

2. Der Besuch

Merenre verbrachte die Nacht in unruhigem Schlaf. Er träumte von seinem Onkel Tuschratta: Dieser stand breitbeinig vor ihm und packte ihn an den Armen. Er schrie mit furchterregender Stimme: „Wenn du mich verrätst, dann kannst du mit den Krokodilen baden geh ‘n!“ Merenre zitterte, er wollte weg rennen, er wollte schreien; dann erwachte er. Seine Mutter stand neben ihm, sie hatte ihn am Arm wachgerüttelt: „Hast du geträumt Merenre? Schnell steh‘ auf, es ist Zeit. Wir haben Besuch. Geh hole im unteren Garten ein paar Früchte für deinen Onkel.“ Merenre zuckte zusammen. Was? Sein Onkel war hier? Mechanisch wischte er sich über die Augen. Schnell rannte er aus dem Haus. Er hörte, wie sein Vater mit dem Onkel redete. Sie benutzten zum Glück die Dachterrasse, so konnte er unbemerkt von ihnen in den Garten gelangen. Schnell pflückte er ein paar reife Granatäpfel und Feigen. Er wollte gleich zu Mutter zurückkehren, da durchzuckte ihn ein Gedanke: Jetzt oder nie! Er legte die Früchte in den Sand und rannte so schnell er konnte zum Nil. Wo war das gewesen, gestern Abend? Er suchte die Stelle, an der er in das Schilf gekrochen war. Genau, da war auch das alte Gänsenest. Jetzt nur noch etwas weiter flussabwärts.

Doch Merenre blieb plötzlich wie angewurzelt stehen. Hier mitten im Schilfdickicht war eine kleine feste Bootsanlagestelle errichtet worden. Sie war so gebaut, dass man sie weder vom Fluss noch vom Dorf aus sehen konnte. Merenre schaute sich kurz um und machte dann kehrt. Anstatt zum Garten ging er weiter zur offiziellen Schiffsanlagestelle des Dorfes. Dort fand er tatsächlich das grosse Holzboot seines Onkels, gefüllt mit allerlei Waren, die er irgendwo in einer Stadt verkaufen würde. Nur reiche Leute besaßen ein Holzboot. Die anderen konnten sich nur kleine Papyrusboote leisten. Merenre schaute nach dem Boot seines

Vaters. Es lag im Wasser, angebunden an dem gleichen Pfosten wie immer, und neben ihm viele andere, die alle ähnlich aussahen. Merenre erkannte das ihre an dem kleinen bunt bemalten Nilpferd aus Ton, das am Bug angehängt war. Es war zu Ehren der Nilpferdgöttin und als Schutz für die Fahrten auf dem Nil gedacht. Aber es half Merenre auch, jederzeit das Boot seines Vaters von allen anderen zu unterscheiden.

„Hallo Merenre“, rief plötzlich eine Stimme hinter ihm. Er sprang herum. Da stand Tirza: „Ich muss doch meinen Wasserkrug füllen“, sagte sie erklärend. Schnell stieg sie hinab und tauchte den Krug ins Wasser. Es tropfte über ihr Kleid, als sie den schweren Krug mit etwas Mühe auf die Schulter hob. „Merenre, es tut mir leid, dass ich dich gestern allein gelassen habe. Ich fürchtete einfach, jemand könnte meinen Wasserkrug stehlen.“ „Ist schon gut, Tirza. Ich weiss nur nicht, was dies alles soll. Der Mann im Boot, das war mein Onkel aus Dahschur. Aber es war nicht sein Boot – es war das Boot meines Vaters. Und ich bin ganz sicher, dass er etwas im Schilde führt. Und stell dir vor, heute Morgen ist er bei uns zu Besuch.“ Bei diesen Worten wurde ihm bewusst, dass er doch längst mit den Früchten bei seiner Mutter sein sollte. „Tirza, wir haben hier ein grosses Rätsel vor uns. Bitte verrate es niemandem. Hilfst du mir, diesem Rätsel auf die Spur zu kommen? Lass uns Freunde sein.“ Tirza lächelte. Ein Freund in diesem neuen Dorf zu haben war immer gut. Darum willigte sie ein: „O.K. lass uns Freunde sein!“

Der Krug lastete schwer auf ihren Schultern, doch ihr Herz war ganz leicht und froh geworden. Sie hatte einen Freund gefunden. Jetzt würde das Leben erträglicher werden.

Auch Merenre eilte zurück zum Garten. Die Granatäpfel und Feigen waren weg. Merenre rannte beschämt nach Hause. Seine Mutter hatte die Früchte selbst geholt und dem Onkel schon als Erfrischung gebracht. Als Merenre ins Haus trat, schimpfte die Mutter. „Du ungezogener Bengel, wo warst du so lange? Geh jetzt und begrüsse deinen Onkel.“ Merenre blickte zu Boden und schlich langsam die Treppe hoch aufs Dach. Dort alberten schon seine kleinen Geschwister Sitre und Teti mit dem Onkel herum. Sie schienen sich nicht vor ihm zu fürchten. Sein Onkel sass gut gelaunt auf dem besten Stuhl, den sie besaßen, gekleidet in feinste Stoffe und mit Goldschmuck behängt. „Guten Morgen Onkel Tuschratta“, sagte Merenre gehorsam. Und dann kam ihm eine gute Idee: „Es tut mir leid, dass ich die Granatäpfel nicht gleich gebracht habe, aber ich konnte nicht widerstehen. Ich ging noch schnell zum Nil, um dein wunderschönes grosses Boot zu bewundern, Onkel. Ich kann es nicht genug bestaunen. Wenn wir doch auch so eins besitzen würden.“ Der Onkel fühlte sich geschmeichelt. „Merenre, kümmere dich immer um die Götter, ja, bringe ihnen viele Opfer dar und werde ein guter Mann, dann werden dich die Götter belohnen und du wirst reich werden wie ich.“ Merenre nickte und wandte sich dann an den Vater: „Wir haben doch die Götter nicht beleidigt, Vater. Sicher müssen sie uns bald ein Holz Boot geben. Dann sind wir so reich wie Onkel Tuschratta. Vater, warum haben wir eigentlich nicht schon lange ein solch tolles Schiff?“ „Wir sind Acker- und Viehbauern, wir brauchen keinen Holz Kahn für den Handel“, erklärte der Vater. Die Götter haben uns reich gesegnet mit Emmer und Gerste, mit Trauben und Granatäpfeln, mit Lauch, Knoblauch, Gurken und Melonen. Wir haben mehr als genug zum Leben. Was wollen wir noch mehr?“

Der Onkel rieb sein Kinn: „Bruder Setoj, du hast noch nicht erkannt, was das Leben alles zu bieten hat. Schau, es gibt noch mehr als Gemüse und Getreide. Es gibt Vergnügen und Unterhaltung, Spass und Freuden, die du nur mit Gold kaufen kannst. Und Gold kannst du nur durch Handel erwerben. Wenn du reich werden willst, dann betreibe Handel. Verlass

dieses kleine verfluchte Dorf. Hier wohnen doch fast nur Hebräer.“ Bei diesen Worten spukte er auf den Boden. „Diese verfluchten Hebräer. Sie ehren nicht unsere Götter. Sie leben von dem, was eigentlich uns gehört. Verlass sie und ziehe zu uns nach Dahschur in die Stadt. Werde Händler wie ich. Und wenn hier keine Leute aus unserem Volk mehr wohnen, flehen wir die Götter des Nils an, dass die nächste Flut diese Fremden ins Meer schwemmt und unser Land von ihnen befreit.“ Merenre trat einen Schritt zurück und beobachtete die Szene. Er hatte den Onkel nie gemocht. Und jetzt erst recht nicht mehr. Also hatte Tirza doch Recht, dass die Ägypter sie nicht mochten. Warum hatte er das bisher noch nicht bemerkt?

Der Vater räusperte sich: „Ach Bruder, ich lebe seit Kindheit hier, auch du hast einst in unserem Dorf gelebt und im Schlamm des Nils gespielt – und zwar zusammen mit unseren Nachbarn, den Hebräern. Sie waren doch unsere Freunde. Sie haben uns nie etwas zu Leide getan, das weisst du ganz genau. Was können sie dafür, dass der Pharao sie hasst. Ich bleibe hier, wo ich bin. Ich bin zufrieden mit dem, was wir hier erwirtschaften. Wenn die Götter uns weiter so gut gesinnt sind, wird bald die Flut kommen und danach beginnt die Aussaat und die Ernte wird folgen. Ich bin kein Händler wie du, der tagelang mit den Leuten um Gold und Silber feilscht und wochenlang unterwegs ist. Lass mich hier in Frieden, Tuschratta.“

„Setoj, du sagst es. Wir müssen die Götter gütig stimmen. Schau, ich trage immer diese kleine goldene Anubis um meinen Hals. Sie ist meine persönliche Schutzgöttin. Was aber sehe ich da bei dir?“ Er zeigte verächtlich auf den Eingang zum Haus. „Du stellst bloss Holzfiguren hin. Ohne Gold kannst du den Schutz der Götter nicht auf dich ziehen. Denk bloss nicht ich sei so geizig, Bruder. Hier, nimm das! Damit kannst du mehr als nur diese Figuren vergolden. Du sollst ja auch etwas von meinem grossen Reichtum abbekommen. Schliesslich habe ich mehr als genug.“ „Nein, Tuschratta, ich will dein Gold nicht“, lehnte Setoj ab. Er reichte den kleinen Goldbeutel seinem Bruder. „Da, nimm es zurück. Ich will nicht bei dir in der Schuld sein.“ Nun räusperte sich Tuschratta etwas umständlich. „Bruder, das ist ein Angebot. Überlege es dir gut. Vielleicht kannst du es auch sonst noch gebrauchen. Ich stelle dir nur eine kleine Bedingung: Verlasse dieses verfluchte Hebräerdorf und zieh zu uns nach Dahschur. Arbeite in meinem Betrieb mit und werde reich. Dieses Gold ist mein erster Lohn für die Arbeit, die du noch gar nicht getan hast.“

Die Augen des Vaters wurden immer grösser. Doch bevor er etwas antworten konnte, stand die Mutter mit frischgebackenen, herrlich duftenden Brotfladen vor ihnen. So nun esst erst einmal etwas“, sagte sie. „Merenre, Teti und Sitre kommt helft mir, wir müssen noch die reifen Trauben aus dem Rebgarten holen. Die Männer können sich auch ohne euch unterhalten.“ So sprang Merenre mit seiner Mutter und seinen Geschwistern die Treppe hinab. Bevor sie in den Garten gingen steckte sie ihren Kindern einen Brotfladen zu. Sie knabberten auf dem ganzen Weg an dem Leckerbissen. Die kleinen hatten wohl von der Unterhaltung nicht viel mitbekommen, doch Merenre musste immerzu an die Worte seines Onkels denken. Wenn Vater bloss nicht darauf eingehen würde. Nie und nimmer wollte er zu Onkel Tuschratta in die Stadt ziehen. Erst recht nicht, um im Geschäft des Onkels mitzuarbeiten. Warum wollte dieser sie mit Gold nach Dahschur locken? Was führte er im Schilde, und woher hatte sein Onkel überhaupt das viele Gold? Er musste unbedingt Tirza wieder treffen, um mit ihr darüber zu reden.

„Merenre, was träumst du? Du solltest nur die reifen Trauben ernten, nicht die sauren und unreifen“. Die Stimme seiner Mutter holte ihn aus seinen Tagträumen in die Wirklichkeit zurück.

3. Im Haus von Jaschub

Tirza kauerte eines Abends vor der Feuerstelle. Mutter sollte eigentlich längst zurück sein. Aber bis dann konnte sie ja auch schon ein schönes Feuer entfachen die Gerstenkörner zerstampfen und den Teig für die Brotfladen machen. Normalerweise sass Mutter, wenn sie nicht im Garten arbeitete am Webrahmen. Sie webte aus Flachs einen einfachen Leinenstoff für die Kleider ihrer Familie. Doch heute war der Webstuhl leer geblieben. Mutter hatte am Morgen die Männer zur Arbeit begleitet, um unterwegs einige Dinge zu erledigen. Sie hätte längst zurück sein sollen Tirza machte sich schon Sorgen. Sie hackte mit einem geschliffenen Knochenmesser einen grossen Lauch und kochte ihn anschliessend in einem Topf auf dem Feuer. Dann formte sie Brotfladen und legte sie auf die heissen Steine neben der Glut. Die Nacht brach schon fast herein, das Essen war fertig. Unruhig ging Tirza vor der Lehmhütte auf und ab. Warum kam ihre Familie nicht nach Hause? Sie hatte schon von anderen gehört, die nie mehr von der Baustelle in Pitom zurückgekommen waren. Es gab immer wieder Menschen, die von grossen Steinblöcken verletzt oder gar getötet wurden. Was aber sollte aus ihr werden, wenn ihre Eltern und ihr Bruder Amal nicht mehr wären?

Endlich hörte sie schlurfende Schritte und Keuchen. Es war schon dunkel geworden. Die Glut am Feuer gab einen schwachen Schein über den Hof. Tirza erschrak. Mutter stützte sich auf den Arm Amals und Vater ging tief gebeugt. Er blutete. „Mutter, Vater, was ist geschehen?“, rief Tirza erschrocken. „Es ist nicht so schlimm, mein Kind“, versuchte Asuba ihre Tochter zu trösten. Sie setzte sich müde auf eine Matte. „Du hast ja schon gekocht, vielen Dank. Wir sind so froh, dass wir alle hier sind.“ Tirza holte sofort den Wasserkrug und einen alten Stofffetzen. Sie tränkte ihn mit Wasser und begann das Blut von Vaters Rücken zu wischen. Dunkle Striemen zogen sich quer über den Rücken. „Was haben sie mit dir gemacht, Vater?“, fragte Tirza erneut. „Haben sie dich geschlagen?“ Amal war als einziger stehen geblieben. Er ging zornig auf und ab. „Die Ägypter haben ihn geschlagen. Sie werden immer verrückter. Bis heute mussten wir aus Lehm und Stroh Steine formen und zu Backsteinen brennen. Ab sofort müssen wir auch das Stroh dafür auf den Feldern sammeln. Die Ägypter wollen uns keins mehr geben.“ „Aber das ist doch unmöglich. Woher sollt ihr das Stroh nehmen?“, rief Tirza entsetzt. „Genau, es geht nicht. Und wenn die Aufseher sehen, dass wir das Tagessoll nicht erreichen oder wenn wir uns ein klein wenig ausruhen wollen, dann sind sie schnell zur Stelle und Schlagen mit ihren Peitschen um sich!“

Tirza wusch sanft die Wunden aus: „Amal geh hole mir bitte ein wenig Ysop. Neben dem Eingang wächst eine Staude an der Hauswand, wir müssen die Wunden desinfizieren.“ Mutter erhob sich nun wieder mühsam. „Tirza, du kennst dich ja schon richtig aus“, sagte sei. Und zu ihrem Mann gewandt meinte Asuba: „Das ist genau, was wir tun müssen. Wir legen die Blätter des Ysops auf die Wunden und wickeln ein sauberes Tuch um deinen Körper, dann ist es am Morgen schon viel besser und die Wunden werden schnell heilen.“ „Ja“, brummte der Vater, „die Ägypter werden mich morgen nicht freundlicher behandeln als heute, wenn ich nicht fit bin“.

Als Vater verarztet war und Amal und die Mutter sich Gesicht und Hände gewaschen hatten, setzten sich alle um die Feuerstelle auf den Boden. Tirza reichte jedem einen Brotladen. Vater hob seine Hände und sprach ein kurzes Dankgebet. Schweigend assen sie, als sie plötzlich Schritte hörten. „Jaschub! Amal! Darf ich reinkommen?“, rief eine tiefe Stimme. „Bist du es Eliab? Komm nur? Was treibt dich um diese späte Stunde noch zu uns herüber?“, rief Amal und stand auf. Da trat Eliab, ein Hebräer aus der Nachbarschaft, auch schon durch die Türe.

In der Dunkelheit sah man nur seinen langen Bart und wie er mit den Händen wild um sich fuchtelte. „Stellt euch vor. Jetzt wissen wir, warum die Ägypter solch unmögliche Forderungen an uns stellen!“, polterte er. „Es ist doch kein Wunder, dass der Pharao uns straft, wenn einer eine solch verrückte Idee hat!“ „Was meinst du damit?“, unterbrach ihn Amal. „Dieser Mose, dieser verschollene Prinz, seit er zurück ist und den Pharao herausfordert und beleidigt, müssen wir doppelt so viel arbeiten wie vorher!“, schimpfte Eliab weiter. „Was will der eigentlich?“, fragte nun die Mutter müde. „Er will uns von hier wegführen in das Land unserer Vorfahren – aber er hat uns nicht gefragt, ob wir das überhaupt wollen!“ Eliabs Stimme war immer noch sehr laut. Tirza rutschte etwas näher zu ihrer Mutter. „Mutter, was ist das für ein Land? Würden wir dort frei sein? Könnten Vater und Amal wieder als Bauern zu Hause arbeiten wie früher?“ Die Mutter seufzte leise: „Nein Tirza, es würde nicht besser werden. Wir wollen doch gar nicht weg von hier. Wir hatten es früher nicht schlecht.“ Tirza war sich da nicht so sicher. Eliab verliess das Haus kurz darauf wieder, um seine Nachricht auch den anderen im Dorf mitzuteilen. Amal brummte: „Vielleicht wäre es das Beste, wenn wir dieses Land verlassen würden. Die Ägypter sind jedenfalls nicht mehr meine Freunde.“

„Tirza!“ Es war die Stimme des Vaters: „Du musst morgen alleine zu den Ziegen und Schafen schauen. Ernte auch noch die letzten Granatäpfel. Wasche die Wäsche, hole Wasser, du weisst ja, was deine Mutter jeden Tag macht. Sie muss von jetzt an mit uns zur Arbeit kommen, sonst schaffen wir es nicht.“ Amal fügte hinzu: „Ja, wenn Mutter heute nicht mit uns gewesen wäre, sie hätten uns wohl tot geschlagen.“ Tirza zuckte zusammen. Sie hatte Angst, wie sollte sie das alles alleine schaffen? Aber sie schluckte tapfer. „Ja, Vater, ich werde mein Bestes geben!“, versprach sie.

4. Der Nil ist tot

Am nächsten Morgen stand Tirza sehr früh auf, nahm den Wasserkrug und eilte zum Nil. Er führte immer weniger Wasser. Bald wäre Zeit für die grosse Flut. Vorsichtig schaute sie sich um, bevor sie über das trockene, steile Ufer zum Fluss hinunter stieg. Man konnte nie wissen, ob sich ein Krokodil auf die Lauer gelegt hatte, oder ein Nilpferd im seichten Wasser schwamm. Aber, was war denn das? „Wääh!“, schrie Tirza angeekelt. Anstelle des Nilwassers lag im Flussbette eine rotbraune, dickliche, stinkende Brühe. Fische trieben auf dem Rücken an Tirza vorbei. Einen Moment stand sie wie angewurzelt, dann machte sie kehrt und rannte zu ihrem Haus zurück. „Mutter, Vater, Amal, Hilfe, der Nil ist tot!“, schrie sie entsetzt. „Wovon sprichst du?“, fragte die Mutter. „Oh, es stinkt scheusslich, der Nil ist rot und voller toter Fische! Ich kann kein Wasser mehr schöpfen. Was soll ich nur tun?“ Der Vater, der schon sein Werkzeug geschultert hatte, stand etwas ratlos da. „Wir können dir leider nicht helfen. Versuche am Ufer ein Loch zu graben und sieh, ob du Wasser findest. Wir versuchen heute die Arbeit schneller zu erledigen, damit wir dir am Abend noch helfen können.“

So stand kurz darauf Tirza alleine da. Sie ging hinter das Haus, wo die Ziegen und Schafe in einem Gehege eingesperrt waren. Sie meckerten und wollten nach draussen gelassen werden. Tirza öffnete das Tor. Sie rannten hinaus. Wie üblich wollten sie an der Wasserrinne ihren Durst löschen. Aber Tirza hatte sie nicht mit Wasser füllen können. So zogen die Tiere bald weiter. Tirza musste mit ihnen hinaus auf die Felder. Es hatte kaum mehr Gras. So frassen sie von den vertrockneten Gras und Schilfhalmen. Entsprechend wenig Milch gaben die Tiere im Moment. Aber wenn die Flut käme, würde alles wieder besser werden.

Es war eine grosse Aufgabe für ein zehn jähriges Mädchen. Tapfer arbeitete Tirza den ganzen Tag. Als die Tiere gefressen hatten, sperrte sie sie wieder hinter das Haus, damit sie ihr nicht entwischen konnten, oder sich im Garten an den Fruchtbäumen und Reben satt frassen. Dann fasste sie ein Grabwerkzeug und den Wasserkrug und ging zum Fluss. Er stank immer noch erbärmlich. Sie war nicht die einzige, die nach Wasser suchte. Es waren vor allem Ägypter, die nach Wasser gruben, die Hebräer mussten ja tagsüber für den Pharao arbeiten, ausser den jüngeren Kindern, waren alle weg. Tirza ging vorsichtig am Ufer des Nils entlang und verschwand im Schilf. Sie ging an ihre geheime Stelle, wo sie vor kurzem Merenre getroffen hatte. Dort wollte sie versuchen ein Loch zu graben. Sie schob das vertrocknete Schilfgras beiseite und begann zu graben. Zum Glück war der Boden sandig, sonst hätte sie gleich aufgeben müssen. Sie arbeitete lange, das Loch wurde tiefer und tiefer, aber noch immer füllte es sich nicht mit Wasser. Der Stand der Sonne verriet ihr, dass es bald Abend würde. Sie hörte die Tiere im Dorf schreien vor Durst. Das waren sicher ihre Ziegen und Schafe. So grub sie weiter, bis sie nicht mehr konnte. Irgendwann warf sie die Grabschaufel enttäuscht ins Schilf und ging entmutigt und ohne Wasser zurück zu ihrer Hütte. Sie müsste ja auch noch kochen und Früchte sollte sie noch holen bevor die Dunkelheit alles verschlang.

Sie entfachte ein Feuer, dann eilte sie in den Garten. Wirklich, sie fand noch ein paar reife Feigen. Als sie ins Haus zurückkam, war das Feuer wieder erloschen. Sie legte die Früchte auf eine Tonschale und setzte sich müde, entmutigt und erschöpft auf den Boden. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Da hörte sie von draussen schnelle Schritte und eine Stimme, die ihren Namen rief. „Tirza, Tirza, bist du da?“ Wessen Stimme war das? Tirza blickte auf. Vor ihr stand Merenre mit dem Wasserkrug, den sie am Nil zurückgelassen hatte. „Tirza, in deinem Wasserloch hat es gutes Wasser, schau, ich habe dir den Krug gefüllt und mitgebracht.“ „Oh, ist das wahr? Ich dachte schon, wir müssten verdursten. Vielen Dank!“ Tirza stand auf: Sie füllte einen kleineren Krug mit Wasser, aus dem sie erst einmal ihren eigenen Durst stillte. Den grossen Krug trug Merenre auf ihre Anweisung zur Wasserrille für die Tiere. Endlich konnten auch sie den grössten Durst löschen. Gemeinsam mit Merenre ging Tirza noch einmal zum Nil. Beide trugen einen Krug. Es war schon fast dunkel. Sie gingen vorsichtig zu ihrem Wasserloch und tauchten die Krüge hinein. Sie liessen sie volllaufen und wollten sich auf den Rückweg machen.

Da sahen sie zwischen den hohen Schilfbüscheln hindurch einen schwarzen Schatten über den Nil gleiten. Krokodile waren nicht so weit über dem Wasser und ein Nilpferd konnte es auch nicht sein. Merenre war sich fast sicher: Es musste wieder sein Onkel sein. Sie stellten die Krüge ab und duckten sich. „Er fährt wieder an die kleine verborgene Anlegestelle hier drüben“, flüsterte Merenre. „Wir müssen ganz still sein, damit mein Onkel uns nicht hört.“ Sie lauschten. Da hörten sie, keinen Steinwurf entfernt, schon das leise Plätschern der Paddel. Das Boot wurde festgemacht. Einen Moment herrschte Ruhe. Dann nahten von der anderen Seite schlurfende Schritte. „Tuschratta, ich habe eine Nachricht von Rahotep!“, flüsterte eine Stimme. „Steig zuerst ein!“, brummte dieser. „Hör zu Chef! Rahotep erwartet uns heute und auch morgen bei Sonnenuntergang flussaufwärts, bei der grossen Biegung unterhalb der Löwenpranke. Er meint, die Zeit sei günstig, weil er Dienst hat. Während er das Gebiet überwacht, werden wir uns Zugang zu den Schätzen verschaffen.“ „Sehr gut“, murmelte Tuschratta. „Möge Anubis uns beschützen“. Es dauerte nicht lange, da sahen die beiden Kinder im Schilf, wie der dunkle Schatten des Bootes flussaufwärts über den stinkenden Nil glitt. Sie hatten sich auf den Weg gemacht.

„Tirza, wir müssen unbedingt schauen, ob er unser Boot genommen hat“, flüsterte Merenre. Er stand auf. Sie nahmen die Krüge mit und gingen vorsichtig durch das Schilf. Es war besser, wenn sie nicht beobachtet wurden. Merenre suchte an der Anlagestelle nach dem Boot seines Vaters. Der Pfosten war leer, das Boot war weg. Stattdessen lag wieder das grosse Holzboot seines Onkels da. „Schau, Tirza, das ist das Schiff meines Onkels. Es ist gefüllt mit wertvollen Handelswaren“, flüsterte Merenre. „Wir könnten doch mal nachsehen, was es darauf alles hat“, schlug Tirza vor. „Oh, nein, niemals. Er hat sicher Wächter auf dem Schiff oder Hunde. Und vor allem wacht die göttliche Anubis über ihm. Mein Onkel trägt immer die goldene Anubis um den Hals. Sie würde uns sofort strafen. „Fürchtest du dich vor den Göttern?“, flüsterte Tirza. „Wir Hebräer kennen nur einen Gott – und er ist stark.“ „Trotzdem, wir können nicht auf das Schiff. Es ist zu gefährlich.“ Sie nahmen die Krüge und gingen zum Haus. Inzwischen waren die anderen nach Hause gekommen. Müde und hungrig. Merenre stellte den Krug vor dem Haus hin. Hastig verabschiedete er sich. „Morgen komme ich und helfe dir bei deiner Arbeit, dann haben wir vielleicht Zeit, dem Rätsel um meinen Onkel auf die Spur zu kommen.“

Tirza kam mit dem Wasserkrug ins Haus. Die Mutter bemühte sich gerade ein Feuer zu entfachen. Sie machte ihrer Tochter keine Vorwürfe. Trotzdem begann Tirza zu weinen. „Ich konnte einfach nicht alles schaffen. Fast den ganzen Tag grub ich nach Wasser, bis ich endlich meinen Krug füllen konnte. Wenn Merenre mir nicht geholfen hätte...“ „Wer ist dieser Merenre?“, fragte Amal. „Es ist ein Ägypter Junge, etwas älter als ich.“ „Was treibst du dich mit ihm herum?“ „Amal, du musst nicht so böse sein. Merenre ist nicht wie die anderen Ägypter. Er wohnt hier im Dorf. Und er hilft mir!“, verteidigte sie den Jungen. Die Mutter tröstete sie: „Gut, solange er dir hilft, wollen wir nichts sagen. Wir müssen dankbar sein für jeden, der uns Hebräer in dieser Notzeit hilft“. Dann war zum Glück das Thema erledigt.

5. An der Löwenpranke

Merenre war am nächsten Morgen überhaupt nicht erstaunt, dass sein Onkel sich wieder bei ihnen zum Essen eingeladen hatte. Gemeinsam mit seinem Vater und den beiden Kleinen sass er auf der Dachterrasse. Merenre wich ihm so gut wie möglich aus. Es gefiel ihm nicht, dass Tuschratna so oft zu seinem Vater kam. Am liebsten hätte Merenre seiner Mutter alles erzählt, aber er fürchtete, sie würde ihm nicht glauben. Darum sagte er unvermittelt zu ihr, als sie zusammen am Feuer sassen: „Mutter, hast du schon gehört, wie schlecht unser Pharao die Hebräer behandelt. Sie müssen so viel in den Steinbrüchen und bei den Backsteinöfen arbeiten, sogar die Frauen und die grösseren Kinder. Und manchmal werden sie geschlagen.“ Seine Mutter blickte ihn an: „Woher willst du das wissen. Die Hebräer sind eben ein aufständisches Volk. Der Pharao will sie in die Knie zwingen.“ „Mutter, glaub das nicht! Sie sind einfache Menschen wie wir. Ich habe ein Mädchen aus dem Dorf kennengelernt. Es heisst Tirza und ist zehn Jahre alt. Sie hat mir alles erzählt. Und Mutter, ich mag heute nicht Hieroglyphen lernen. Darf ich Tirza bei der Arbeit helfen?“ Wieder schaute die Mutter ihn an. Was sollte sie dagegen einzuwenden haben. Wenn ihr Junge anderen helfen wollte, warum sollte er das nicht dürfen? Die Götter würden sie dafür segnen. Darum antwortete sie ihm: „Von mir aus, aber sage nie etwas davon, wenn es dein Onkel hört. Er hasst die Hebräer. Er will uns von hier weg holen.“

Merenre sprang auf. Bevor er aus dem Haus rannte, umarmte er seine Mutter: „Mutter, bitte sage Vater, dass wir dieses Dorf nicht verlassen wollen. Ich will nicht zu Onkel Tuschratta. Er ist so böse und unheimlich.“ Seine Mutter sagte müde: „Es kommt auf die Götter an. Die Nilflut ist noch nicht gekommen. Das Wasser ist zur stinkenden Brühe geworden. Die Fische sind tot. Wie sollen wir hier überleben? Wenn kein Wasser kommt, müssen wir das Angebot deines Onkels annehmen und zu ihm in die Stadt ziehen.“

Merenre kam zu Tirza, als diese gerade mit dem Krug zur Wasserstelle gehen wollte. Gemeinsam war alles viel einfacher. Als sie den Tieren Wasser gebracht und sie auf die Weide gelassen hatten, konnten sie sich über das Rätsel um Tuschratta unterhalten. Merenre erzählte auch, dass sie, wenn der Regen nicht bald kommen würde, zum Onkel in die Stadt ziehen müssten. „Tirza, wir müssen die Götter anflehen und ihnen ein Opfer bringen, damit sie uns helfen“, bat er eindringlich. „Tirza in meinem Namen kommt Re, der Sonnengott, vor. Wir werden der Sonne ein Opfer bringen.“ Tirza blickte ihn entsetzt an. „Nein, ich werde deinen Göttern kein Opfer bringen. Sie können uns nicht helfen. Merenre, die Sonne ist kein Gott, sie wurde von Gott erschaffen. Sie ist ein Geschöpf wie du und ich. Aber der Gott, den ich kenne, er ist der Schöpfergott. IHN können wir um Hilfe bitten. Er ist wirklich mächtig und hilft uns. Wir dürfen zu ihm rufen, wenn wir in Not sind.“ Merenre schaute jetzt fast ein wenig spöttisch. „Und, warum hat er euch denn nicht geholfen? Warum geht es euch so schlecht? Viel schlechter als uns Ägyptern?“ – „Merenre, hör zu! Ich werde jetzt meinen Gott bitten, dass er uns hilft.“ Tirza senkte ihren Kopf und redete kurz und leise einige Worte. Dann stand sie entschlossen auf. „Ich bin sicher, dass unser Gott uns helfen wird.“ Merenre war etwas beleidigt. Trotzdem half er Tirza weiter. Gemeinsam beschlossen sie, sich gegen Abend am Nil zu treffen. Jetzt wäre es nur noch gut zu wissen, wer dieser Rahotep war und wo die Pranke des Löwen zu finden wäre.

Als Merenre am Nachmittag nach Hause kam, war der Onkel verschwunden. Wie er sagte, zu einer neuen Handelsreise weiter Flussaufwärts – noch bevor die Nilflut solche Reisen unmöglich machen würde. Sein Vater arbeitete auf dem Feld und grub nach Wasser, wie alle anderen auch. Merenre trat zu ihm und half wortlos, die Rinder zu tränken. Auf einmal fragte er: „Vater, kennst du Rahotep?“ „Rahotep, das ist unser Medjai, der für die Sicherheit in unserem Dorf sorgen muss und er ist ein Beamte von Lord Reti unseres Distriktverwalters; Rahotep ist auch der Streitschlichter unseres Dorfes. Warum fragst du nach ihm?“ „Ach nur so, ich habe seinen Namen gehört und gedacht, dass er etwas Aussergewöhnliches sein muss.“ „Das ist er tatsächlich. Viele Ägypter beneiden ihn. Er hat auch die Schutzaufsicht über das Gebiet der Pyramiden bei Giseh.“ Als Merenre diese Worte hörte, war ihm alles klar, aber er schwieg.

Als sie die Arbeit beendet hatten, gingen sie ins Haus zurück, wo Mutter und die Geschwister schon mit einem Essen auf sie warteten. Merenre ass schnell, dann schlenderte er aus dem Haus. Als ihn niemand beobachtete, rannte er schnell zum Nil und bahnte sich einen Weg durchs Dickicht zum geheimen Versteck. Dort wartete er. Es dauerte nicht lange, bis Tirza ebenfalls erschien. Gemeinsam schlichen sie durch den Schilfgürtel zur Bootsanlagestelle. Da lag das Boot von Merenres Vater. Das kleine bunte Nilpferd hing deutlich sichtbar am Bug. „Schnell, steig ein!“, forderte Merenre Tirza auf. Sie kletterte ins Boot, er stieg nach und band das Boot los. Mit den zwei Paddeln kamen sie in dem ruhigen Nilwasser schnell vom Ufer weg und gelangten auf die Wasserfläche hinaus. „Ich möchte Onkel Tuschratta fluchen hören, wenn er heute Abend am Ufer steht und unser Boot nicht findet...“, lachte Merenre.

Der Nil war immer noch eine rote Brühe und stank fürchterlich. Tote Fische trieben im Wasser. Das alles aber konnte sie nicht von ihrem Vorhaben abhalten. Im Gegenteil. Es war ihre Möglichkeit. Kein anderes Boot befand sich jetzt auf dem Wasser. Tirza sass hinten und beobachtete, wie Merenre gekonnt mit weiten Paddelschlägen das leichte Papyrusboot auf die gegenüberliegende Seite des Nils zusteuerte, dann wendete er langsam und fuhr in den Süden den Nil hinauf. Die Strömung war so schwach, dass sie ohne Probleme gut vorankamen.

Die Sonne war schon fast untergegangen, als sie ein gutes Stück flussaufwärts um eine Biegung kamen. Da sahen sie die langen Schatten der grossen Pyramiden vor sich. Merenre und Tirza blickten ehrfürchtig zu den majestätisch grossen Bauwerken. „Wir sind hier“, flüsterte er. „Jetzt müssen wir nur noch ein gutes Versteck für unser Boot finden.“ Gemeinsam suchten sie nach einer idealen Stelle, wo sie das Boot unsichtbar für andere verstecken konnten. Endlich fanden sie eine kleine Wasserstrasse, die ins Schilfdickicht führte. Sie fuhren hinein, zogen das Boot vollends ins Trockene, verwischten die Spuren und machten sich dann auf den Weg zu den grossen Pyramiden.

Zuerst kamen sie in ein grosses steiniges Gebiet. Hier mussten die alten Ägypter die Steine für die Pyramiden gebrochen haben. Überall lagen Felsbrocken und Steine. Merenre und Tirza eilten weiter. Sie mussten vor Einbruch der Dunkelheit ein geeignetes Versteck finden. „Bist du sicher, dass es hier ist?“, fragte Tirza ängstlich. „Was tun wir, wenn wir uns verirren?“ Merenre zeigte seine Unsicherheit nicht. „Wir sind bestimmt am richtigen Ort. Schau dort drüben. Das muss die Pranke des Löwen sein.“ Bewundernd standen die Kinder still. Eine mächtige Löwenfigur mit dem Gesicht eines Königs lag am Anfang des leichten Aufstiegs zu den grossen Pyramiden. Vorher mussten sie noch eine Ebene überqueren, die keinen Schutz vor fremden Blicken bot. Merenre ergriff Tirza bei der Hand und gemeinsam rannten sie auf die gegenüberliegende Seite. Jetzt standen sie am Fuss des grossen Löwen. „Komm, wir klettern hinauf.“ Merenre half Tirza – sie kletterten mühsam Stück für Stück hinauf auf die „Schultern“ der Skulptur. Sie fanden eine kleine Nische im Fels. Kauernd fanden sie beide darin Platz. Von hier aus konnten sie die ganze Ebene überblicken. Ja, sie sahen bis hinab zum Ufer des Nils und hinauf bis zum Fuss der grossen Pyramiden. Hier sollten sie jeden Ankömmling nahen sehen.

„Merenre, ich habe etwas im Boot vergessen“, sagte Tirza erschrocken. „Der Wasserkrug ist noch im Boot. Wir haben nichts zu trinken.“ „Macht nicht, wir haben ja nicht im Sinn lange hier zu bleiben und der Krug wäre auch viel zu schwer, um ihn mit zu nehmen“, tröstete Merenre. Tirza nahm ihr Tuch, das sie umgebunden hatte, ab: „Wenigstens habe ich etwas zu Essen dabei. Nimm, hier! Ich habe uns noch ein paar Brotfladen gebacken und ein paar getrocknete Trauben mitgenommen.“ Merenre nahm sie dankbar an. Die Reise hatte hungrig gemacht, und er hatte nichts mitgenommen. Wie klug doch Tirza war für ihre zehn Jahre, staunte Merenre. Während sie kauend auf dem Felsen sassen blickte er zur Sonne: „Bitte Re, hilf uns – wir brauchen deine Hilfe. Verlass uns nicht.“ Tirza blickte ihn mitleidig an: „Merenre, die Sonne wird uns bald verlassen. Ich bete zu meinem Gott. Er verschwindet am Abend nicht. Er ist auch im Dunkel da, ich bin sicher, dass er uns beschützen wird.“ Als es schon fast dunkel geworden war, spürte Tirza wie Merenre leicht zitterte: „Fürchtest du dich nicht vor den Geistern, die hier in den Felsen wohnen, Tirza? Hörst du, wie sie seufzen?“, fragte er ängstlich. Tirza antwortete ihm: „Aber Merenre, das ist doch der Wind. Wir müssen uns nicht fürchten. Mein Vater erzählt uns manchmal von dem Gott, der alles erschaffen hat. Er ist stärker. Ich glaube, wenn er bei uns ist, können uns keine Geister schaden.“

Plötzlich hörten die Kinder Stimmen. Warum hatten sie die Männer nicht kommen sehen? Drei Männer mit langen schweren Stangen traten aus dem Schatten eines Felsens und marschierten direkt unter ihrem Versteck hindurch Richtung Pyramiden. Sie schienen sich sehr sicher zu sein, denn sie sprachen laut miteinander. „Beim Osiris, ich werde es diesem Setoj heimzahlen, dass er ausgerechnet heute sein Boot verschwinden liess“, fluchte Tuschratta. „Meinst du, dass er vielleicht etwas von unseren Plänen erfahren hat?“, sagte eine andere Stimme. „Nein, ich glaube nicht, dass dieser einfältige Setoj etwas von unseren Plänen weiss.“ Tuschratta war sich seiner Sache sicher.

Tirza und Merenre schubsten sich leicht und kicherten leise auf dem Felsen. Plötzlich hielt sich Tirza verzweifelt die Nase zu. Nein, nur jetzt nicht niessen. Aber der feine Wüstenstaub kitzelte so sehr. „Hatschiii!“ Sie konnte es einfach nicht verhindern. Voller Angst lauschten die beiden sogleich, was nun geschehen würde. Eine Stimme rief sofort laut: „Ist hier jemand. Ich bin der Medjai Rahotep, Beauftragter des Pharaos und der Götter zum Schutz dieser Bauwerke hier.“ Die Kinder sahen, wie die Männer rings um die mächtigen Pranken des Löwen herum gingen und nach oben schauten. „Wenn sie bloss nicht hochklettern“, flüsterte Tirza. „Sie werfen uns in den Nil, wenn sie uns finden.“ „Keine Angst, dazu ist mein Onkel zu faul“, erwiderte Merenre leise. Eine Weile blieben die Männer noch unschlüssig am Fuss des Löwen stehen. Aber sie konnten nichts mehr hören, ausser dem leisen, unheimlichen Heulen des aufkommenden Windes zwischen den Felsen.

Nach einer Weile, die den Kindern wie eine Ewigkeit schien, setzten die Männer ihren Weg fort. Sie verschwanden bald in der Dunkelheit. Eine Weile starrten die Kinder ihnen nach. Dann sahen sie auf einmal drei Lichter, die sich der grossen Pyramide näherten. „Schau, dort sind sie“, sagte Merenre. „Sie haben Fackeln angezündet. Gleich sind sie am Fuss der grössten Pyramide.“ „Schau, jetzt steigen sie hinauf. Sie klettern tatsächlich die Pyramide hoch.“ Kurze Zeit später waren die Lichter plötzlich weg. „Sie sind in der Pyramide verschwunden“, kommentierte Tirza. „Was wollen sie eigentlich?“ – „Ich weiss schon, was sie wollen“, erwiderte Merenre. „Mein Onkel will Gold. Ich fragte mich schon, woher er das viele Gold hat. Das ist es also: Er stiehlt es hier in den Gräbern der alten Könige. Er täuscht uns die ganze Zeit vor, dass er ein fleissiger Händler sei, dabei ist er ein gemeiner Grabräuber. Und er möchte, dass mein Vater für ihn diese gefährliche Arbeit macht. Aber das wird er nicht tun. Ich werde es verhindern.“ – „Und wie?“, fragte Tirza. „Ich werde ihn bei der Polizei verklagen!“, sagte Merenre bestimmt. Doch Tirza ergriff ihn am Arm und warnte: „Du hast doch gesagt, dass Rahotep der Medjai und Streitschlichter unseres Dorfes ist. Pass auf! Er steckt mit deinem Onkel unter einer Decke. Er wird uns nicht helfen.“ „Dann müssen wir uns eben selber helfen.“ „Aber wie?“ „Wir brauchen einen Beweis.“

Während die Kinder noch berieten, was sie als nächstes tun sollten, kamen die Männer von der Pyramide zurück. Am Fuss des Löwen machten sie Halt, die Kinder konnten sie genau beobachten. Sie standen im Kreis und hielten einen Papyrusbogen im Schein der Fackeln. Es waren Onkel Tuschratta, der Medjai Rahotep und ein dritter. Wie war nur schon sein Name? Merenre konnte sich nicht mehr daran erinnern. Er gab ihm den Namen „der Hinkende“, weil er leicht hinkte und seinen linken Fuss beim Gehen über den Boden schleifte, was ein besonderes Geräusch verursachte. „Jetzt ist alles vorbereitet“, sagte Tuschratta zufrieden und rieb sich die Hände. „Bei der nächstbesten Gelegenheit werden wir endlich soweit sein...“ Der Wind blies stärker und trug die Worte fort, so dass die Kinder den Rest nicht verstehen konnten. Sie sahen nur, wie die drei Grabräuber nach einer Weile Richtung Nil davon gingen.

Plötzlich erschrak Merenre: „Tirza, sie gehen zu unserem Boot. Schau!“ Tirza zuckte ebenfalls zusammen: „Nein, wenn sie unser Boot finden, sind wir verloren.“ Und tatsächlich. Einer der Männer begann mit seiner Fackel wie wild zu fuchteln. Die beiden anderen rannten zu ihm hin. Einen Moment herrschte Ruhe, dann machten sie kehrt und kamen genau in die Richtung der Kinder zurück. Dieses Mal hörten sie den Onkel schon von weitem fluchen: „Beim Osiris, ich bringe dich um, auch wenn du mein Bruder bist. Du spionierst mir nach. Ich verfluche dich bei allen Göttern Ägyptens!“ „Chef, was sollen wir denn jetzt machen? Sollen wir ihn suchen?“, fragte der Medjai. „Ja, sucht ihn! Und wenn wir ihn finden, werfen wir ihn den Krokodilen vor!“ „Einen Moment noch“, warf der Hinkende ein. „Ich glaube, das kann nicht dein Bruder sein, denn als ich das Dorf verliess, da war er noch auf seinen Feldern beschäftigt. Und das Boot war um diese Zeit schon weg!“ „Ist es überhaupt das Boot deines Bruders?“, fragte der Rahotep zweifelnd. „Natürlich, beim Re. Es hängt ein kleines buntes Nilpferd am Bug.“ Tuschratta wurde immer ärgerlicher. Der Hinkende hatte noch eine Idee: „Als ich beim Haus deines Bruders vorbei kam, sah ich, wie Ipwet nach ihrem Sohn rief. Vielleicht spioniert der Sohn deines Bruders uns nach?“ „Ach, du meinst Merenre“, rief der Onkel verächtlich, „diesen Feigling brauchen wir nicht zu fürchten. Es könnte wirklich sein, dass er hier herumstrolcht.“ Er machte eine Pause und rief dann triumphierend: „Ha! Lasst uns gehen ich habe eine andere Idee, als hier in der Dunkelheit nach kleinen Spionen zu suchen. Die Krokodile werden uns helfen.“ Er sprach die Worte aus, drehte sich um und ging entschlossen zum kleinen Boot von Merenres Vater zurück.

Verängstigt kauerten die Kinder in ihrem Versteck. Was hatte Tuschratta jetzt vor? Sie sahen aus der Ferne, dass die Männer am Boot hantierten, sich dann entfernten und hinter einem grossen Felsen verschwanden. Noch eine ganze Weile sassen Merenre und Tirza auf dem grossen Löwen und warteten.

6. Erstaunliche Rettung

Der Mond ging über dem Horizont auf, gross und rund. Er zeichnete eine leuchtende Strasse auf den Nil. Ein Boot glitt über das Wasser. Es fuhr gegen die Strömung, man hörte das Eintauchen der Paddel. Die Kinder atmeten auf. Die Grabräuber waren weg. Sie konnten sich auf den Heimweg machen. Sie brauchten keine Lampe. Im Mondschein glitten sie sorgfältig den Felsen hinab. Dann eilten sie dem Schilf zu, wo ihr Boot versteckt lag. Sie fanden es noch genauso, wie sie es verlassen hatten. Nur Tirza schrie leise auf: „Sie haben meinen Krug mitgenommen.“ „Ach, das macht doch nichts – wenn es sein muss, kann ich dir einen Krug von den unseren geben. Wir haben so viele.“, tröstete sie Merenre. „Nein, das ist es nicht“, sagte Tirza. „Ich fürchte nur, der Krug könnte den Räubern als Beweisstück gegen uns dienen.“ „Ach, wir haben doch nichts Schlimmes getan, Tirza. Wenn einer sich fürchten muss, dann Tuschratta. Komm, hilf mir, das Boot ins Wasser zu bringen. Wir wollen schnell nach Hause fahren!“

Gemeinsam zogen sie es aus dem Schilf. Sie stiegen ein. Tirza setzte sich und Merenre nahm die Paddel. Er leitete das Boot zwischen dem Schilf hindurch ins offene Wasser hinaus. Sofort wurden sie von der Strömung erfasst und flussabwärts getrieben. „Hast du schon bemerkt, wie schnell wir voran kommen?“, rief Merenre erfreut. „Ich glaube das Wasser des Nils ist gestiegen. Die Flut kommt. Zum Glück müssen wir nicht gegen die Strömung fahren.“ „Du hast Recht, ich glaube, es stinkt auch nicht mehr so. Das steigende Wasser hat die schmutzige

Brühe und die toten Fische ins Meer geschwemmt.“ Tirza atmete tief durch. „Wir haben wieder frisches Wasser!“ Sie vergass vor Freude einen Moment lang, dass sie sich vielleicht vor Tuschratta und seinen Gehilfen in Acht nehmen sollten.

Plötzlich erschrak sie. „Merenre, was ist mit unserem Boot? Spürst du es auch? Es füllt sich mit Wasser!“ Merenre versuchte verzweifelt, das Boot auf die gegenüberliegende Seite des Nils zu steuern. Aber es gelang ihm nicht wirklich. Seine Füße standen schon im Wasser, als er verzweifelt feststellte: „Tirza, sie haben unser Boot kaputt gemacht und wir haben es im Dunkeln nicht gesehen.“ „Was machen wir jetzt?“, fragte sie ängstlich. Sie fühlte mit den Händen das Boot. „Hier, sie haben den Papyrus durchgeschnitten. Vielleicht haben wir Glück und der trockene Papyrus trägt uns bis ans Ufer.“ Tirza wollte die Hoffnung nicht aufgeben. Sie versuchte das Loch irgendwie zu stopfen, doch vergeblich. Merenre seufzte tief: „Ich glaube nicht, dass wir es schaffen. Ich kann das Boot kaum mehr steuern.“ „Gib nicht auf, Merenre!“, rief ihm Tirza zu. Doch als sie sich wieder aufrichtete, fiel sie vor Schreck beinahe aus dem Boot. Direkt hinter ihrem beschädigten Boot tauchte ein anderes, viel schnelleres aus der Dunkelheit auf. Ein harter Schlag traf ihr Boot: „Na, ihr Spione, wollt ihr mit den Krokodilen baden gehn? Viel Spass! Das ist die Rache der Götter für meinen Bruder Setoj. Ich werde ihm die Nachricht von eurem Tod überbringen.“ Es war Onkel Tuschratta, der mit einer langen Stange im Vorbeifahren das beschädigte Boot der Kinder umstieß. Sie konnten sich nicht aufrecht halten und purzelten kopfüber ins kühle Wasser.

Tirza tauchte sofort wieder auf. Sie hielt sich verzweifelt an den Papyrusstangen fest. „Merenre, wo bist du? Bist du noch da? Merenre!“, rief sie in Panik geratend. Da spürte sie neben sich einen Körper auftauchen. „Merenre, zum Glück bist du hier. Halte dich am Boot fest.“ Merenre hielt in einer Hand immer noch ein Paddel. Mit der andern Hand fasste er den Papyrus. „Wir müssen zum Ufer gelangen, bevor wir zu weit hinab getrieben werden. Vielleicht schaffen wir es, das Boot zu retten.“ Merenre versuchte mit dem Paddel zu steuern, aber das war ein erfolgloses Unternehmen. Schnell wurden sie von der Strömung fortgetragen. „Wir müssen das Boot aufgeben. Aber ich will als Beweisstück das kleine Nilpferd am Bug mitnehmen.“ Er tastete mit seinen Händen danach aber er konnte es nirgends finden. „Sie haben es weg genommen, genauso wie deinen Krug“, murmelte er enttäuscht. – Wo ist eigentlich Onkel Tuschratta hingefahren. Den Fluss hinauf oder den Fluss hinab?“ Keins der beiden Kinder konnte es sagen. Um sie herrschte vollkommene Ruhe, nur das Gurgeln des Wassers war zu hören. „Wir dürfen uns nicht verlieren. Los, lasst uns schwimmen – dein Gott möge uns retten! Ich glaube, die Götter Ägyptens haben uns verlassen.“

Merenre griff nach der Hand Tirzas. Gemeinsam schwammen sie so schnell sie konnten Richtung Ufer. „Dort, siehst du, Merenre, es sind Tiere. Es bewegt sich etwas Dunkles im Wasser.“ Sie stoppten ihre Schwimm-bewegungen und liessen sich nur noch treiben. „Tirza, ich fürchte, es sind Krokodile. Was machen wir bloss? Ich hoffe, sie bemerken uns nicht, wenn wir möglichst ruhig bleiben. Vielleicht treiben wir an ihnen vorbei.“ Einen Augenblick später schrien beide laut auf. „Ai, was ist das? Spürst du es auch, Merenre?“, rief Tirza. „Es sind keine Fische. Merenre, ich glaube es wimmelt hier von Fröschen.“ Plötzlich war auch die ganze Luft vom Quaken tausender Frösche erfüllt. Die Kinder hatten noch nie so etwas gesehen. Tirza schüttelte sich vor Ekel. Aber Merenre, atmete auf. „Tirza, das kann unsere Rettung sein. Die Krokodile sehen uns in der Masse der Frösche nicht.“ Er japste nach Luft. „Lass uns noch einmal versuchen an Land zu schwimmen. Da kommt schon bald unser

Dorf.“ Sie versuchten Schwimmbewegungen zu machen, aber sie konnten kaum ihre Glieder bewegen. Die Frösche waren unter ihnen, neben ihnen und einige sogar auf ihnen. Und sie hüpfen alle zusammen unentwegt Richtung Ufer. So viele Frösche! Tirza und Merenre wurden geradewegs von diesen schlüpfriegen Tieren getragen und vorwärts gebracht. Schon erkannten sie im Mondlicht das schilfbewachsene Ufer oberhalb ihres Dorfes. Nur ein paar Bootslängen von ihnen entfernt, sahen sie die dunklen Umrisse eines riesigen Maules, das beschäftigt war, Hunderte von Fröschen zu verschlingen. Wären die Frösche nicht gewesen, das mächtige Krokodil hätte jetzt gerade die Kinder verspeist. Plötzlich spürte Merenre Boden unter den Füßen. „Tirza, wir haben es geschafft!“, rief er. Schnell zog er sie über die Uferböschung hinauf, der Boden war so glitschig, dass beide der Länge nach hinfielen. Tirza hielt sich entsetzt an Merenre fest. „Schau, überall Frösche! Hast du je so etwas gesehen? Sie hüpfen alle aus dem Wasser und gehen an Land.“ Tirzas Stimme klang verwundert und zugleich entsetzt. Sie rappelten sich mühsam hoch, es war eklig, barfuss auf die schlüpfriegen Tiere zu treten. Aber die Kinder waren so dankbar für die Frösche: Es war eindeutig, sie hatten ihnen das Leben gerettet.

Als sie ganz auf trockenem Grund angelangt waren, blickten sie sich um. Ob Onkel Tuschratta ihnen auflauerte? Man konnte nie wissen. So schlichen sie vorsichtig durch den Schilfgürtel. Auch hier wimmelte es von Fröschen. Lautes Quaken erfüllte die Luft. So konnte man sicher ihre Schritte durch das trockene Schilfgras nicht hören. Woher mochten die Frösche alle kommen. Ja, natürlich, aus dem Nil. Aber warum hatte es im Nil auf einmal so viele Frösche? Merenre und Tirza suchten im Dunkeln die geheime Bootsanlagestelle. Sie war leer. Also gingen sie noch ein Stück weiter, zum Platz, wo die Boote des Dorfes angebunden lagen. Und richtig. Onkel Tuschrattas Holzschiff lag hier vor Anker. Sie sahen wie drei Männer gerade ein triefend nasses Papyrusboot anhoben, um es auf das grosse Schiff zu ziehen. Doch dann hielten sie plötzlich inne und deuteten auf eine Stelle, am Ufer. Wegen dem Froschquaken konnten die Kinder nicht hören, was die Männer zusammen redeten. Sie sahen, wie die Männer kurz darauf das Boot wieder ins Wasser hinab gleiten liessen. Einer von ihnen ging an Land und zog das Boot ins Schilf, wo er es notdürftig festmachte. Ob der Onkel auch mit kleinen Booten Handel trieb? Aber Merenre konnte keine weiteren Papyrusboote auf dem Schiff sehen. Oder was das wieder zu bedeuten hatte?

Merenre zog Tirza zurück ins Schilf. „Wir gehen jetzt nach Hause, ich begleite dich. Bitte, Tirza, erzähle deiner Familie nur, dass wir einen kleinen Bootsunfall hatten. Aber, dass alles gut sei.“ Tirza nickte, ihr war plötzlich sehr kalt und sie zitterte. Als sie zum Dorf kamen, stellten sie fest, dass ihnen hier fast keine Frösche über den Weg hüpfen. Aber das laute Quaken erfüllte auch hier jeden Winkel. „Wir sehen uns bald wieder, Gute Nacht!“, verabschiedete sich Merenre von Tirza. „Gute Nacht Merenre, hoffentlich schimpfen deine Eltern nicht wegen dem Boot“, sagte sie noch. Dann verschwand sie im Eingang ihrer Hütte. Merenre rannte schnell zum Haus seiner Eltern. Auch ihn fröstelte. Was würden seine Eltern sagen. Als er leise ins Haus trat, sassen seine Eltern besorgt am Feuer. Er sah sofort, dass sie den Göttern ein Opfer gebracht hatten. „Merenre, was treibst du dich so spät am Abend draussen herum? Du hast mein Boot gebraucht. Es war nicht an seiner Stelle. Wir haben dich überall gesucht. Was bildest du dir eigentlich ein?“ Sein Vater war sehr aufgebracht. Er packte Merenre heftig am Arm, doch da zuckte er zusammen: „Du bist ja völlig kalt und durchnässt!“ Seine Stimme tönte jetzt schon milder. „Was ist geschehen, hattest du einen Unfall?“, fragte er besorgt.

Merenre blickte auf den Boden, dann sah er zur Mutter, die ihn mit roten Augen anblickte. Da fühlte sich Merenre plötzlich sehr klein und hilflos. Auch seine Augen füllten sich mit Tränen. „Ich werde euch morgen alles erzählen.“ Mutter erhob sich nun. Sie eilte in den hinteren Raum des Hauses und holte eine warme Decke. Merenre zog seine nassen Lumpen aus und wickelte sich in die Decke. „Dankel!“, murmelte er. Dann legte er sich auf seine Schlafmatte. Bevor er einschlief beugte sich seine Mutter über ihn. „Ist alles in Ordnung?“, fragte sie besorgt. Er sagte nur schlaftrunken: „Die Frösche haben uns gerettet, Mutter, hast du die vielen Frösche gesehen?“ „Welche Frösche?“, fragte sie erstaunt. Wie zur Bestätigung seiner Worte, hüpfte gerade in diesem Moment einer durch die Tür, die noch einen Spalt weit offen stand, ins Haus. Doch Merenre war schon eingeschlafen.

7. Die Lüge

Als Tirza am Morgen aufwachte, konnte sie sich nur noch erinnern, wie ihre Mutter sie in die Arme geschlossen hatte, ihr die nassen Kleider auszog und sie in eine warme trockene Decke wickelte. Dann war sie in tiefen Schlaf gefallen.

Und jetzt sass die Mutter wieder an ihrer Matte. Tirza blinzelte: „Mutter, musst du nicht zur Arbeit?“, fragte sie erstaunt. Durch die offene Tür sah sie nämlich, dass die Sonne schon weit am Himmel stand. Sie hatte viel zu lange geschlafen. „Nein, heute arbeiten wir nicht!“, antwortete die Mutter. „Keiner muss heute arbeiten. Die Ägypter sind alle damit beschäftigt, ihre Häuser von den Fröschen zu säubern. Als wir zur Arbeit gehen wollten, war niemand da, so gingen wir wieder nach Hause. Das ganze Land ist voller Frösche. So viele haben wir noch in unserem Leben nicht gesehen.“ „Warum haben wir keine Frösche hier im Haus?“, fragte Tirza erstaunt. Sie schaute sich um: „Ich sehe keinen einzigen hier!“ „Ich weiss es nicht, vielleicht ist es die Strafe Gottes dafür, dass der Pharao uns so schlimm unterdrückt und plagt. Jetzt plagt er sie mit Fröschen.“

Tirza stand auf. Während ihre Mutter ihr einen Brotfladen reichte, sagte sie: „Jetzt erzähl mal, mein Kind, was ist gestern Abend geschehen?“ „Ich war mit Merenre unterwegs. Wir hatten einen kleinen Bootsunfall – aber es ist noch einmal alles gut gegangen.“ „Tirza, du solltest nicht auf den Nil, auch nicht mit Merenre, das haben wir dir schon oft gesagt. Es ist viel zu gefährlich. Denk an die Krokodile und die Nilpferde“, schimpfte die Mutter. „Wenn du nicht gehorchen kannst, darfst du dich in Zukunft nicht mehr mit diesem Ägypter Jungen treffen. Tirza wollte ablenken, etwas anderes reden: „Hast du schon gesehen, Mutter, das Wasser im Nil ist gestiegen. Die stinkende Brühe ist weggeschwemmt, wir haben wieder genügend Trinkwasser und bald auch Wasser für die Felder.“

Die Mutter blickte sie an: „Genau, das wollte ich dich fragen: Wo ist der grosse Wasserkrug? Ich finde ihn seit gestern nicht mehr.“ Tirza sprang auf. „Ich habe ihn draussen vergessen“, sagte sie. „Ich werde ihn gleich holen.“ Schon war sie aus dem Haus gerannt. Sie blickte zum Nil. Der Wasserpegel war schon ziemlich gestiegen im Vergleich zum gestrigen Abend. Jetzt hörte man den mächtigen Fluss wieder rauschen. Wenn er nur nicht bis zu ihrer Hütte steigen würde. Aber was stank denn da so grässlich? Sie sah weiter Nilaufwärts einige Rauchwolken aufsteigen. „Was verbrennen denn die Ägypter so haufenweise“, fragte sie sich, während sie weiter ging. Auf dem Weg lagen einigen tote Frösche. Es ekelte sie. Sie eilte weiter hinauf zu den höher gelegenen Häusern.

Noch bevor sie das Haus von Merenre erreicht hatte, hörte sie laute Stimmen. Sie erschrak heftig und versteckte sich zwischen den Rebstöcken ein paar Schritte neben dem Eingang zum Hof. Sie sah zwei Männer an der Haustüre stehen. Der eine zog sein Bein beim Gehen etwas nach. Tirza erkannte ihn sofort. Es war „der Hinkende“ und der andere, dessen tiefe Stimme ihr ebenfalls bekannt vorkam, musste wahrscheinlich der Medjai Rahotep sein.

„Setoj, du wirst verdächtigt, mit Grabräubern zusammen zu arbeiten. Wir müssen dein Haus durchsuchen!“, brummte der Medjai. Tirza erschrak. Was sollte das bedeuten? Der Vater von Merenre: Ein Grabräuber? Sie konnte es nicht fassen. Setoj verteidigte sich: „Nein, wie sollte ich so etwas tun, ich bin ein ehrlicher Ackerbauer und Viehzüchter.“ „Aber warum treibst du dich sonst bei Dunkelheit bei den grossen Pyramiden herum? Dein Boot hat dich verraten, wir haben es im Schilf gefunden.“

„Nein, ich war überhaupt nicht weg. Mein Sohn hat das Boot für eine Ausfahrt mit seiner kleinen Freundin benutzt. Sie würden nie den Nil überqueren und bis zu den grossen Pyramiden gelangen. Ganz sicher nicht jetzt, wo die Strömung schneller geworden ist. Er hatte einen Unfall, das Boot ist gesunken. Es ist gar nicht mehr da.“ Setoj versuchte sich zu verteidigen. Merenre hatte ihm nämlich am morgen früh von dem Bootsunfall erzählt. Aber er hatte seinem Vater nicht die ganze Geschichte verraten. Setoj fuchtelte verzweifelt mit seinen Armen: „Dann durchsucht doch mein Haus. Ihr werdet sicher rein gar nichts Verdächtiges finden.“

Die Männer verschwanden im Haus. Wo war nur Merenre? Tirza blickte verzweifelt. Er hatte ihr doch einen andern Krug versprochen. Wie konnte sie jetzt zu einem Krug kommen? Ihre Mutter wartete sicher schon ungeduldig. Doch Tirza fürchtete sich so sehr vor diesem Medjai und seinem Gehilfen, dass sie mucksmäuschenstill hinter den Rebstöcken verharrte.

Nach einer Weile trat „der Hinkende“ aus dem Haus. Er blickte zur Seite und rief dann siegesgewiss: „Was haben wir denn da, Setoj? Ist das nicht genau der gesuchte Krug, den wir gestern in deinem Boot liegen sahen? Wenn das nicht ein gültiger Beweis ist!“ Er hob einen grossen Wasserkrug in die Luft und zeigte ihn dem Medjai, der dazugekommen war: „Was meinst du Chef, ist es nicht genau dieser Krug. Du hast ja eine Scherbe davon mitgenommen. Zeig her, passt sie hier auf diese Bruchstelle?“ Der Medjai hielt eine Tonscherbe in seiner Hand. Er versuchte sie auf die abgebrochene Stelle des Kruges zu passen – sie passte genau! Tirza wurde es ganz schwindlig. Das war doch ihr Krug! Darum hatten sie ihn gestern aus dem Boot weggenommen. Was sollte sie tun? Sie hörte die Stimme des Medjai: „Setoj, es ist dein Krug, die Scherbe zeigt es uns. Du warst gestern Nacht bei den grossen Pyramiden. Wir haben zwar kein Diebesgut bei dir gefunden, aber das kannst du ja auch ganz gut an einer anderen Stelle versteckt halten.“

Der Vater von Merenre war ganz blass geworden. „Ich habe euch doch gesagt, dass ich unschuldig bin. Dieser Krug gehört nicht uns. Ich habe ihn noch nie gesehen. Aber das glaubt ihr mir ja sicher nicht. Wieso sollte er sonst ausgerechnet an unserer Hauswand stehen? Ich weiss nicht, was das bedeuten soll, ich weiss nicht, wer hinter dem allem steckt. Wir gehen jetzt zur Bootsanlagestelle. Mein Boot wird nicht dort sein. Es ist gesunken. Heute Morgen war ich mit meinem Sohn dort, und der Pfosten, an dem immer mein Boot angebunden ist, war leer. Diese Tatsache wird für mich sprechen.“ Bei diesen Worten marschierten die drei Männer nur wenige Schritte an Tirza vorbei Richtung Nil.

Als sie sich weit genug entfernt hatten, wagte sich Tirza hervor. Sie blickte suchend umher. Die Mutter von Merenre war sicher auf den Feldern, vielleicht Merenre und die kleinen Geschwister auch. Das war die Gelegenheit. Tirza rannte zum Haus, packte ihren Krug, rannte durch die Gärten hinab zum Nil – weit genug von der Bootsanlagestelle entfernt, füllte ihn und brachte ihn ihrer Mutter.

Gehorsam half sie ihrer Mutter, die Tiere zu tränken, im Garten und Haus zu arbeiten. Derweil die Männer schauten, dass das Nilwasser auf ihre Felder lief und sie bewässerte. Tirza dachte die ganze Zeit was, wohl mit jetzt mit Merenres Vater geschehen würde. Sicher konnte er seine Unschuld beweisen, denn das Boot war ja untergegangen. Sie musste unbedingt Merenre treffen.

Unterdessen standen die drei Männer unten am Nil. Setoj war fassungslos. Sein Boot lag im Wasser, genau an derselben Stelle wie immer. Er schüttelte den Kopf. „Wie könnt ihr behaupten, dass es mein Boot ist? Alle Boote sehen gleich aus. Ihr selbst habt ein Boot an meinen Platz gebracht. Was führt ihr gegen mich im Schild?“ Der Medjai trat bedrohlich vor ihn. „Pass auf, was du sagst! Ich komme im Auftrag von Lord Reti dem Distriktverwalter und nicht zuletzt auch im Auftrag des Pharaos. Ich habe die Macht, dich den Krokodilen vorzuwerfen.“ Der Hinkende trat ins Wasser und zog das Boot näher. „Wir werden gleich sehen, ob es deins ist oder nicht.“ Er drehte das Boot und untersuchte den Bug. „Hier, dieses kleine bunte Nilpferd. Es gehört doch dir, das ist doch im ganzen Dorf bekannt!“ Setoj liess die Achseln hängen. Wer wollte ihm nur solchen Schaden zufügen? Er hatte doch niemanden beleidigt! Warum strafte ihn die Götter auf diese Weise?

„Weil du ein Ägypter bist, werde ich nachsichtig mit dir und deiner Familie sein. Du musst nur eine Busse bezahlen“, sagte der Medjai ernst und mit gespielter Erbarmen. Er zog eine kleine Tonschale aus seinem Umhang. „Diese Schale gefüllt mit Goldplatten! Das ist deine Strafe. Wenn du sie nicht gleich bezahlen kannst, dann lasse ich dir sogar noch ein wenig Zeit.“ Setoj rang mit den Händen: „Gold! Ich bin doch kein Händler, ich besitze kein Gold. Ich gebe dir Rinder, Schafe, Ziegen. Ich kann dir Wein liefern, den besten Wein aus der Gegend“, rief er. Doch der Medjai blieb hart. „Ich gebe dir einen Monat Zeit, bis dann füllst du mir die Schale mit Gold; wenn nicht wirst du als Grabräuber gehängt werden! Oder sag mir, Setoj, willst du lieber mit den Krokodilen baden gehen?“ Der Medjai und sein Gehilfe drehten sich um und liessen Merenres Vater stehen. Auch er ging langsam seinem Haus zu. Was hatte der Medjai am Schluss gesagt? War das nicht der Spruch seines Bruders. Langsam dämmerte ihm: War das Ganze Tuschrattas Rache für eine längst vergangene Geschichte?

8. Viehdiebe

Tirza musste leider die nächsten Tage im Haus bleiben. Nicht einmal Wasser durfte sie holen. Ihre Mutter beobachtete sie dauern. Sie fürchtete, Tirza würde sich wieder mit dem Ägypterjungen treffen und ausserdem floss das Wasser des Nils so hoch wie seit einem Jahr nicht mehr. Es war einfach im Moment zu gefährlich, Tirza alleine weggehen zu lassen. Asuba wollte ihre Tochter nicht auch noch verlieren.

Aber auch so wurde es Tirza nicht langweilig. Mutter ging nicht mehr auf die Baustelle. Vater und Amal kamen manchmal früher zurück, oder sie gingen gar nicht erst hin. Die Ägypter hatten riesen Probleme und liessen die Bauarbeiten stocken. Eines Tages kam Amal früher heim und erzählte, dass die Ägypter halb wahnsinnig geworden seien auf der

Baustelle. Sie hätten wie wild um sich geschlagen, um all die Steckmücken zu töten, die in grossen Schwärmen über sie herfielen. Die Hebräer hätten dabei bloss zugschaut und gelacht, weil sie von den Mücken nicht befallen wurden. Das habe die Ägypter rasend gemacht, dann seien sie geflohen. „Darum bin ich jetzt schon hier“, lachte er.

Amal erzählte auch von Husai, einem Ältesten ihres Volkes, der zu ihnen auf die Baustelle gekommen sei: „Er kam und versammelte uns, als die Ägypter weg waren. Er berichtete uns von Mose und seinem Bruder Aaron, die von Gott selbst geschickt worden seien, um die Hebräer aus dem Land Ägypten und von der Fronarbeit zu befreien. Sie hätten den Pharao gebeten, dass wir das Land verlassen dürften. Aber der sei natürlich stur und wolle seine billigen Arbeiter nicht verlieren. Um dem Pharao zu zeigen, dass nicht er, sondern der lebendige Gott der HERR sei, würden nun all die Plagen über die Ägypter hereinbrechen. Zuerst das Blut im Nil, dann die Frösche, dann Steckmücken und Ungeziefer und wer weiss, was noch alles kommen wird.“ Amal lachte, als er an die fliehenden Ägypter dachte. Die Mutter wurde sehr nachdenklich: „Ist das wahr, Amal? Sind diese Ereignisse wirklich Gottes Strafe für die Ägypter?“ „Ja, Mutter, ich denke, die Ägypter, die hier in unserer Nachbarschaft leben, können sich glücklich schätzen. Sie werden nicht so sehr davon betroffen. Jedenfalls nicht von allem. Weiter flussaufwärts ist es viel schlimmer! In Theben, wo der Pharao seinen Thron hat, ist es am Schlimmsten.“

Tirza blickte ihren Bruder mit grossen Augen an: Merenre war doch auch Ägypter, wurde er und seine Familie auch von Stechmücken geplagt? Wenn sie ihn doch treffen könnte.

Kurz darauf kam Vater Jaschub von den Feldern zurück. „Morgen können wir schon beginnen, Emmer und Gerste auszusäen. Wir müssen uns beeilen. Wer weiss, wann die Ägypter uns wieder täglich zur Zwangsarbeit holen“, sagte er zu Amal. Er blickte sich suchend im Hof um, dann ging er zum Wasserkrug. „Es stimmt, er hat eine Scherbe weg. Es ist unser Krug.“ Tirza blickte ängstlich zum Vater; würde er schimpfen, weil sie zu wenig achtsam gewesen war? Nein, er seufzte nur und setzte sich auf einen Stein, am Eingang zu ihrer Hütte. „Was ist los, Vater?“, fragte Amal. Dieser seufzte noch einmal tief und berichtete dann: „Die Ägypter im Dorf munkeln, dass ich einer Grabräuberbande angehöre. Man hat zuerst Setoj beschuldigt, doch er bestreitet es. Das Beweisstück soll ein grosser Wasserkrug sein, dem eine Scherbe fehlt. Der Medjai hat die passende Scherbe dazu in einem Boot gefunden. Das Boot gehörte zwar Setoj, der Krug aber könnte dieser hier sein. Der Gehilfe des Medjai, der hinkende Osorkan, hat jemand aus unserer Familie damit beim Wasserholen gesehen.“ „Vater, was werden sie mit dir machen?“, fragte Tirza ängstlich. „Das wissen wir nicht“, gab er ihr zur Antwort. „Wir können nur hoffen, dass die Wahrheit ans Licht kommt. Wir sind ja völlig unschuldig.“

In dieser Nacht schlief Tirza kaum. Immerzu musste sie an ihren Vater denken, der als Grabräuber beschuldigt worden war und ebenfalls Merenres Familie, die genauso zu Unrecht beschuldigt wurde. Was konnte sie tun? Sollte sie ihrer Familie alles erzählen? Aber, was würde das ändern? Niemand würde ihnen glauben, dass der Medjai Rahotep, Tuschratta und „der Hinkende“ die wirklichen Grabräuber waren. Sie müssten das schon beweisen können?

Eines Tages bereitete Tirza gerade das Mittagessen für die restlichen Familienglieder, die auf den Feldern arbeiteten, als hinter ihr eine tiefe Stimme erscholl. „Hier wohnt dieses gemeine Hebräerpack. Hallo, Kleine, hast du uns vielleicht einen Schluck zu trinken? Tirza eilte ins Haus. Sie hatte die beiden sofort erkannt. Es war der Medjai und sein hinkender Gehilfe.

Schnell schob sie den grossen Krug, der hinter der Türe stand unter ein Papyrusbündel und trat dann mit einem kleineren Krug zu den beiden Männern, die jetzt neugierig am Eingang zur Hütte standen. Sie gab ihnen zu Trinken. „Gehst du mit diesem kleinen Krug zum Nil?“, fragte der Medjai. „Ich bin noch nicht so stark“, gab Tirza ausweichend Antwort. „Kennst du vielleicht dieses Stück? Gehört es zu einem Krug von euch?“, fragte der hinkende Gehilfe und streckte ihr die Tonscherbe unter die Nase. Tirza blickte möglichst unschuldig und zuckte nur mit den Achseln. „Bist du alleine zuhause?“, fragte nun der Medjai. Tirza bekam es langsam mit der Angst zu tun. Sie wollte so schnell wie möglich aus dem Haus verschwinden. Aber die beiden Ägypter standen breitbeinig vor der Tür. Sie konnte nicht hinaus. „Meine Familie ist auf den Feldern, gleich hinter dem Hause, habt ihr sie nicht gesehen?“, fragte sie mutig zurück.

Doch statt eine Antwort zu geben, wandten sich die beiden um und gingen hinter das Haus. „Warum sollen wir hier noch unsere Zeit verschwenden? Wir nehmen einfach ein paar von seinen Tieren mit, als Anzahlung für die Strafe, die er bezahlen muss, wenn wir ihn als Grabräuber enttarnt haben. Sie öffneten das Gehege, und packten ein paar der schönsten Ziegen und Schafe. „Nein!“, schrie Tirza, diese Tiere gehören uns. Ihr habt kein Recht sie zu stehlen.“ Der „Hinkende“ drehte sich zu ihr um und drohte: „Schweig, wir können auch gleich deinen Vater im Nil versenken, oder dich selbst den Krokodilen vorwerfen.“ Tirza erschrak, ja sie traute diesen schrecklichen Männern alles zu. Darum stand sie zitternd da und sah, wie sie ihre Schafe und Ziegen an ein langes Seil banden. Der Hinkende blickte sie böse an: „Letzte Nacht sind meine Rinder gestorben. Viele Rinder der Ägypter sind gestorben. Mein Stall ist fast leer. Nun werde ich wenigstens wieder ein paar Ziegen und Schafe besitzen. So wie es aussieht, seid ihr Hebräer schon wieder ungeschoren davon gekommen. – Na, dann, wenn uns die Götter nicht helfen, dann helfen wir uns eben selbst.“

Tirza musste zusehen, wie die beiden all ihre Tiere raubten und sich davon machten. Nur das kleine weisse Lamm, Tirzas Liebling, konnten sie nicht finden. Es kam ihr vor wie ein Wunder. Sie hatte es am Morgen zum Garten hinüber genommen und dort an einem Pfosten angebunden; jetzt lag es friedlich im Schatten der Traubenstöcke. Tirza rannte zu ihm hin und drückte es an sich. „Mein liebes kleines Schäfchen. Zum Glück haben die Männer dich nicht gesehen. Du bist uns als einziges geblieben. Dann rannte sie weiter zu ihren Eltern aufs Feld. „Mutter, Vater, Amal; sie haben unsere Tiere genommen.“ „Wer hat was genommen?“, rief der Vater entsetzt. Tirza begann zu weinen und erzählte stockend, was sie erlebt hatte. „Wir müssen zur Polizei, zum Medjai“, schlug Amal sofort vor. „Das geht nicht, dass uns die Ägypter das Vieh stehlen.“ Aber Tirza schluchzte: „Nein, das hilft uns nicht. Ich glaube der eine war der Medjai Rahotep selbst. Er wird uns sicher nicht helfen.“

Der Vater stand traurig da: „Es ist weil wir Hebräer sind. Die Ägypter hassen uns immer mehr. Vielleicht wäre es doch besser, wenn wir Ägypten verlassen würden, wie es dieser Mose sagt. Lasst uns nach Hause gehen. Ich will sehen, ob wirklich all meine Tiere gestohlen sind.“ Sie liessen die Arbeit auf den Feldern ruhen und gingen zu ihrer Hütte. Als sie in den Hof traten sagte Tirza kleinlaut: „Ich bin an allem Schuld. Hört zu, ich werde euch alles erzählen – und dann müssen wir auch Merenres Familie helfen.“ Sie setzten sich in den Schatten und lauschten Tirzas Bericht.

9. Tuschrattas Plan

Merenre half in diesen Tagen seinem Vater fleissig bei den Arbeiten auf den Feldern. Aber es war nicht wie in anderen Jahren, als sie fröhlich die Saat ausstreuten und Gemüse in die frisch bewässerten Gärten pflanzten. Wie ein dunkler Schatten lag die Anschuldigung, dass sie Grabräuber wären, über ihnen und die Forderung nach dem Gold drückte sie schwer. Es war völlig unmöglich so viel Gold aufzutreiben. Schon war einige Zeit vergangen. Setoj hatte keine Ahnung wie er diese ungerechte Strafe bezahlen könnte.

Eines Morgens stand Onkel Tuschratta wieder vor der Tür. „Guten Morgen Bruder, ich habe dich lange nicht besucht. Ich war weiter Flussabwärts bei Buto und Sais und konnte bei der hohen Flut nicht zurückfahren.“ Setoj war nicht wirklich erfreut über den Besuch seines Bruders. Etwas abweisend sagte er: „Es tut mir leid, aber wir haben heute nicht viel Zeit zum Reden. Frühstücke mit uns, nachher müssen wir auf die Felder. Wir haben jetzt viel zu tun.“ Merenre verzog sich, als er Onkel Tuschratta sah. Er verzichtete lieber auf das Essen, als mit seinem Onkel zusammen zu treffen. Hinter dem Haus drückte er sich an die Wand um zu lauschen, was seinen Onkel hergeführt hatte? Was, wenn sein Vater mit Tuschratta einen Handel einging? Was, wenn sie nach Dahschur ziehen würden und Vater von Tuschratta gezwungen würde im finsternen Geschäft des Grabraubes mitzumachen? Vielleicht hätte er seinem Vater mehr erzählen sollen, als dass er einen kleinen Bootsunfall hatte. Aber bisher hatte er einfach noch nicht den Mut gehabt.

Er hörte die Stimmen auf dem Dach. „Bruder ich habe gehört, dass du in Schwierigkeiten bist.“ „Ach, wo redet man solches? Ich meinte du wärest weit im Norden gewesen. Wer hat dir das erzählt?“ Setoj lachte verhalten. Doch Tuschratta blieb hartnäckig: „Setoj, sag mir, stimmt es, dass du des Grabraubes beschuldigt wirst? Bist du in Gefahr? Soll ich mich für dich einsetzen?“ „Danke, Tuschratta, das ist nicht nötig. Ich werde mir selber helfen können. Die Sache wird sich bald klären und dann wird auch der Medjai wissen, dass ich unschuldig bin.“ Noch einmal versuchte es Tuschratta: „Bruder, ich mache dir zum letzten Mal das Angebot. Hier gebe ich dir eine Anzahlung in Gold, wenn du für mich arbeitest. Verlass dieses verfluchte Dorf – das habe ich dir ja schon oft gesagt. – Zieh zu mir nach Dahschur und steige in mein Geschäft ein.“

Merenre hörte, dass sein Vater aufgestanden war: „Nein, behalte dein Gold. Ich bleibe Ackerbauer und ich bleibe in diesem Dorf. Hast du nicht gehört was in den Dörfern und Städten der Ägypter vorgefallen ist? Die Leute liegen krank in ihren Häusern, sie werden von Ungeziefer geplagt, viele ihrer Tiere sind gestorben und gestern ging ein heftiges Unwetter mit Hagel über Ägypten nieder. Nur hier in Goschen, wo mehrheitlich Hebräer wohnen, blieben wir verschont. Schau unsere Saat auf den Feldern geht gerade auf. Im ganzen übrigen Ägypten sind die Felder vom Hagel zerstört. Verstehst du nun: Ich will nicht in eine Stadt ziehen, die von Ägyptern bewohnt ist; ich bleibe hier mitten unter den Hebräern. Ihr Gott ist gleichzeitig auch mein Schutz.“

Merenre staunte immer mehr. Er hatte gar nicht gewusst, dass sein Vater nicht mehr auf den Schutz der Götter Ägyptens vertraute. – Doch es stimmte, sie hatten ihren Göttern schon seit einigen Tagen keine Opfer mehr gebracht.

„Beim Osiris, mein Bruder, du bist doch nicht so töricht, dass du die Götter Ägyptens verlassen hast“, tobte Tuschratta. „Wenn du das getan hast, dann kannst du meine Hilfe endgültig vergessen.“

„Es soll mir recht sein, Tuschratta, ich stehe lieber unter dem Schutz des Gottes der Hebräer als im Schutz des Pharaos und seiner Götter und in der Schuld von dir!“ Merenre hörte das Krachen eines umfallenden Stuhls, dann polterten Schritte die Treppe hinab. „Mögen die Götter dich strafen, Setoj. Du wirst deine Schuld nie bezahlen können und dann wirst du mit den Krokodilen baden gehen. – Dieses Mal werden sie dich fressen!“ Hastig stampfte er davon.

Merenre zitterte vor Anspannung als er seinen Onkel wütend Richtung Nil verschwinden sah. Wer konnte sie jetzt noch retten? Plötzlich stand sein Vater vor ihm. „Merenre, willst du mir nicht endlich erzählen, was wirklich an jenem Abend vorgefallen ist? Ich vermute, du weisst mehr, als ich. Wir müssen zusammenhalten, damit wir dieser Schlange Tuschratta entkommen können.“

„Ja, Vater, ich habe euch vorhin zugehört und ich werde dir alles erzählen. Er begann: „Onkel Tuschratta ist der Grabräuber!“ Vater und Sohn sassen auf einem Stein hinter dem Haus. Merenre erzählte ihm jede noch so kleine Begebenheit. Der Vater nickte und fuhr sich wieder und wieder mit der Hand über das Kinn – das machte er immer, wenn er angestrengt nachdachte.

Am Ende seines Berichts fügte Merenre an: „Vater, ich verstehe nicht, weshalb Tuschratta dir schaden will, er ist doch immerhin dein Bruder.“ „Ja, Merenre, er ist mein Bruder, aber er hat mir nie verziehen, dass ich die schöne Ipwet geheiratet habe, die er doch so gerne für sich genommen hätte. Aber Ipwet wollte lieber mich, einen einfachen Ackerbauer, als den reichen Händler, der immer unterwegs ist. Er ist allein geblieben – keine Frau wollte ihn, denn er ist lieblos und hart. Seit damals hasst mich Tuschratta.“

„Aha, darum möchte er, dass man meint du wärst der Grabräuber. Grabräuber werden getötet. Darum warf er unser Boot um, damit uns die Krokodile fressen würden.“ „Ja, er wünscht sich dein und mein Tod, dann hätte Ipwet keinen Schutz mehr und er würde sie zur Frau nehmen und die beiden Kleinen als seine Kinder adoptieren“, ergänzte Vater traurig. Als Merenre die ganze Tragweite der Ereignisse verstand, seufzte er tief. „Was tun wir jetzt?“, fragte er etwas ratlos.

Vater antwortete ihm ruhig: „Wir werden uns bis morgen einen Plan ausdenken. Sicher werden wir Hilfe holen müssen bei Lord Reti dem Distriktvorsteher, denn unser Medjai wird uns aus bekannten Gründen nicht helfen. Und dann brauche ich die Hilfe von dir und von Tirza – und ich glaube wir alle brauchen den Schutz des Gottes der Hebräer. Die Götter Ägyptens können uns dabei nicht helfen“. Merenre nickte, dann machten sie sich an die Arbeit.

Am Abend schlenderte Merenre wieder einmal zum Nil. Jetzt bei Flut musste er durch knöcheltiefes Wasser waten, um zu der verborgenen Stelle mit dem Stein zu gelangen, wo er zum ersten Mal Tirza begegnet war. Er setzte sich darauf. „Warum kommt sie nicht mehr zum Nil?“, fragte er sich schon zum hundertsten Mal. Er hatte sie schon viel zu lange nicht mehr gesehen. Was war geschehen? War sie ihm böse? Oder erlaubten ihr die Eltern nicht mehr, an den Fluss zu gehen und ihn zu treffen. Ob sie etwas erzählt hatte von ihren geheimen Erlebnissen?

Die Zeit verstrich und es wurde schon fast dunkel, als Merenre einmal mehr enttäuscht aufstand, um heim zu gehen. Da hörte er hinter sich ein bekanntes Geräusch. Leichte Paddelschläge und Rascheln im Schilf. Er duckte sich. Tatsächlich, sein Onkel steuerte ein kleines Papyrusboot zur geheimen Anlagestelle. Merenre vergass die Zeit und wartete: Endlich hörte er die ebenfalls bekannten schlurfenden Schritte. „Bist du da?“ fragte eine Stimme. Es musste „der Hinkende“ sein. „Schnell steige ein, Osorkan, wir sind schon spät dran. Der Medjai wartet sicher schon bei der grossen Flussbiegung auf uns?“, brummte Tuschratta. „Nein Tuschratta, das geht leider nicht. Der Medjai Rahotep liegt immer noch mit schmerzenden Blattern im Bett; lässt er dir ausrichten.“ – „Beim Osiris, wir haben keine Zeit zu verlieren. Mein Bruder könnte sich sonst Hilfe holen. Wie lange liegt er noch im Bett?“ – „Er sagt, dass er in drei Tagen wieder seine Rundgänge machen wird. Dann wird es auch für uns günstig sein. Der Mond ist schwach, man wird uns nicht so gut sehen können, wie damals, als wir beobachtet wurden.“ Merenre hörte wie Tuschratta unwillig mit dem Paddel ins Wasser schlug. „Es wird nicht meine Schuld sein, wenn wir zu spät sind. Wenn jemand anderes die Schätze vor uns findet, wird Rahotep büssen, dafür werde ich sorgen.“ „Wir hätten den Eingang wieder verschliessen sollen“, gab „der Hinkende“ zu bedenken.

Tuschratta schien zu überlegen: „Osorkan, ich werde dich nicht mehr hier abholen können. Du musst selber schauen wie du zur grossen Biegung flussaufwärts gelangen wirst. Es ist zu gefährlich. Ich darf mich hier im Dorf nicht mehr blicken lassen, bis zu dem Tag, an dem wir meinen Bruder den Krokodilen vorwerfen.“ Der Hinkende zögerte einen Moment, dann gab er sein Einverständnis: „Gut, ich werde zur Stelle sein, in drei Tagen, bei Einbruch der Nacht, an der grossen Biegung bei den Pyramiden.“ Einen Moment später entfernten sich die schlurfenden Schritte wieder und das Boot mit Onkel Tuschratta glitt als dunkler Schatten davon.

Merenre machte sich langsam auf den Weg nach Hause. Als er im Hof ankam, hörte er fremde Stimmen und ein helles Lachen. Tirzas Lachen? Aber was sollte Tirza bei seinen Eltern machen. Und erst noch am Abend spät. Er schaute vorsichtig durch die Tür. Tatsächlich, da sass Tirza – und das mussten wohl ihre Eltern und ihr grosser Bruder sein – bei seinen Eltern um das Feuer. Seine kleinen Geschwister lagen im hinteren Raum und schliefen schon.

Die Mutter schaute ihn mit Augenzwinkern an: „Merenre, du stolchst in der Gegend herum, während wir hier aussergewöhnlichen Besuch haben – Besuch ganz besonders auch für dich.“ Nicht ohne Stolz stellte sie Merenre den Besuchern vor. Und Tirza stellte ihm seine Eltern und ihren Bruder Amal vor. Dann setzte sich Merenre mitten in die Runde. Was wie ein fröhliches Zusammensein aussah, war in Wirklichkeit eine ernsthafte Lagebesprechung. Es ging immer noch um Leben und Tod. Nachdem sie alle Einzelheiten miteinander ausgetauscht hatten, begannen sie zu überlegen, wie sie am besten Tuschrattas Plan durchkreuzen konnten. Viel trockener Papyrus verbrannte an diesem Abend, bis alles ins Detail geklärt war und jeder genau wusste, wann er was zu tun hätte. Am Schluss räusperte sich Jaschub, der Vater von Tirza. „Ich würde gerne unseren mächtigen Gott um Hilfe anflehen. Möge er unsere Pläne gelingen lassen und uns retten!“ Setoj, nickte. „Ja wir brauchen den Schutz eures Gottes. Ich glaube, die Götter der Ägypter haben ausgedient.“ Erstaunt blickte Amal zu Setoj, vielleicht waren doch nicht alle Ägypter so schlimm, wie er bis heute gedacht hatte. Jaschub betete zum Gott des Himmels um Hilfe und Schutz. Dann verliessen die Gäste still das Haus.

10. Im Dunkeln gefangen

Am nächsten Tag zog erneut ein Unglück über das Land. Heuschreckenschwärme hatten sich auf den Feldern der Ägypter niedergelassen. Sie frassen alles, was vom Hagelsturm übriggeblieben war mit Stumpf und Stiel. Nur in Goschen, wo die Hebräer wohnten, ging das Leben wie gewohnt weiter. Hier arbeiteten die Menschen auf den Feldern, das Getreide wuchs prächtig. Setoj hörte von einem Reisenden, wie schlimm die Zerstörung weiter Flussaufwärts war. Die Leute fürchteten schon eine Hungersnot, da alle Setzlinge und die ganze Getreidesaat zerstört waren. Langsam wurden Stimmen laut, die dem Pharao die Schuld für diese schrecklichen Ereignisse gaben. Setoj hatte inzwischen vom Machtkampf des Hebräers Mose und seinem Gott gegen den Pharao und die Götter Ägyptens gehört. Er war sich schon fast sicher, wer gewinnen würde. Während die vielen Opfer der Ägypter ihre Götter nicht zufriedenstellen konnten, half der Gott der Hebräer seinem Volk sichtbar! Ob er, Setoj, als Ägypter bei diesem Gott auch eine Chance hatte?

Der nächste Tag begann mit einer gewissen Unruhe. Tirza und ihre Mutter waren beschäftigt mit Brotfladen backen. Ihr Vater war auf den Feldern. Amal machte sich auf den Weg zur Arbeit, obschon er nicht sicher war, ob überhaupt noch gebaut wurde. Er wollte einfach wissen, was in Pitom und ganz Ägypten los war. Hier in Goschen war ja alles so anders. Gegen Mittag band Mutter ihrer Tochter einen Umhang um, darin hatte es genügend Brot für zwei Tage. Sie verabschiedeten sich. Auch Vater war vom Feld gekommen, um Tirza alles Gute zu wünschen. Gemeinsam baten sie ihren Gott um Schutz. Dann ging Tirza etwas nervös zum Haus von Merenre.

Er begrüßte sie freudig. Seine Mutter hatte ihm ebenfalls ein Tuch mit saftigen Früchten geben, das er sich geschickt umband. Einen Wasserkrug konnten sie nur auf die Reise mit dem Boot mitnehmen. Später würde er sie bloss hindern am Weiterkommen. Auch hier verabschiedeten sich die Kinder, dann gingen sie mit Setoj, dem Vater von Merenre zum Nil. An der Bootsanlagestelle lag ein neues Papyrusboot. Setoj hatte es vor zwei Tagen gekauft. Das Boot, von dem der Medjai behauptet hatte, es würde Setoj gehören, war an dem Tag verschwunden, an dem Tuschratta im Zorn weggegangen war.

Das neue Boot trug keine Nilpferdfigur am Bug. „Der Gott der Hebräer braucht keine Figuren, die man ihm zu Ehren irgendwo anbindet“, hatte Jaschub erklärt. „Er will dass wir ihm mit unserem Herzen vertrauen.“ Also hatte Setoj die Nilpferdfigur im Nil versenkt. Er wollte dem lebendigen Gott vertrauen. Nun stiegen Tirza, Merenre und sein Vater ins Boot. Er hatte zwei Paar Paddel dabei. Merenre musste ihm kräftig helfen, denn sie wollten möglichst schnell bis zu den grossen Pyramiden kommen, und das gegen die immer noch starke Strömung. Vor Einbruch der Nacht sollten die Kinder ein sicheres Versteck gefunden haben, von dem aus sie Tuschratta und seine Bande unbemerkt beobachten konnten. Ihr Vater würde inzwischen Lord Reti aufsuchen. Er hatte in Dahschur seine Residenz, in der gleichen Stadt, wie Onkel Tuschratta lebte. Daher müsste sich der Vater mit seinem Boot am Nil verstecken und könnte die Stadt erst betreten, wenn Tuschratta sie schon verlassen hätte. Alsdann hofften sie, würde Lord Reti seine Polizisten und Helfer aussenden, Merenre und Tirza könnten ihnen den Weg zu den Grabräubern zeigen und diese würden sie auf frischer Tat ertappen und verhaften.

Der Plan war gut. Tirza, die zwischen den beiden Ruderern sass, hatte Zeit die Gegend zu betrachten. Hier in Goschen war alles wunderbar grün. Man hörte die Vögel zwitschern, die

Gänse hatten schon ihre Nester im frischen Schilf gebaut. Aber weiter oben am Nilufer, dort wo die Ägypter lebten, sah man braune Felder und kahl gefressene Bäume. Tirza konnte die Ägypter verstehen, die den Pharao verfluchten. Es sah aus wie in einer Wüste. Vielleicht konnten sie ja noch einmal neu aussäen. Plötzlich wachte sie aus ihren Gedanken auf und zuckte leicht zusammen. „Merenre, schau dort drüben, ein Boot. Sitzt dort nicht „der Hinkende“ mit einer Angel beim Fischen?“ Beiläufig drehte sich Merenre leicht. „Ja, er ist es. Wenn er uns bloss nicht gesehen hat“, flüsterte er. Vater paddelte noch kräftiger. Bald war das fremde Boot ausser Sichtweite. „Wir müssen damit rechnen, dass er uns gesehen hat. Er sitzt sicher nicht bloss zum Fischen in diesem Bott, sondern um den Nil zu überwachen“, sagte Setoj. „Jedenfalls müsst ihr jetzt noch vorsichtiger sein, und wenn es zu gefährlich wird, dann versucht Plan B. Ihr dürft auf alle Fälle nicht erwischt werden.“ Die Kinder nickten, sie wussten Bescheid.

Erstaunlich schnell hatten sie die Stelle erreicht, wo sie Setoj verabschiedeten. Sie tranken noch ein wenig Wasser, wer weiss, wann sie das nächste Mal dazu kommen würden. Dann machten sie sich auf den Weg zur Löwenpranke. Den Weg kannten sie schon. Während sie den alten Steinbruch durchquerten, sahen sie das Boot von Setoj langsam am gegenüberliegenden Nilufer verschwinden. Beim grossen Löwen machten sie eine kurze Verschnaufpause, dann stiegen sie den Weg hoch, der zur grossen Pyramide führte. Immer wieder drehten sie sich um und suchten mit ihren Augen die Umgebung ab. Sie beobachteten in der Ferne die Fläche des Nils, in der Hoffnung, dass kein fremdes Boot auftauchen würde.

Etwas ausser Atem kamen sie am Fuss der majestätischen Pyramide an. „Sie sind die Pyramide hochgeklettert“, sagte Merenre und blickte ehrfürchtig an diesem mächtigen Bauwerk empor. „Wie sollen wir hier hoch kommen?“, jammerte Tirza. Sie gingen ein paar Schritte weiter. Fast hatten sie die Grabräuber vergessen, so faszinierten sie diese grossen Steinblöcke und das mächtige Kunstwerk, das schon tausend Jahre Wind und Wetter getrotzt hatte. „Da“, rief Merenre plötzlich. „Schau, hier zwischen zwei Steinblöcken sind kleine Absätze eingemeisselt. Sicher steigen sie hier hoch. Hier kommen wir direkt zu ihrem geheimen Eingang. Wir schauen uns das mal an.“ Tirza versuchte als erste hochzuklettern. Es gelang ganz einfach. Merenre folgte ihr. Auf der ersten Pyramidenstufe mussten sie zwei Steinblöcke nach Sonnenaufgang gehen. Dort fanden sie in der zweiten Stufe wieder dieselben Steighilfen. Sie kletterten erneut hoch. Auf die gleiche Weise konnten sie die dritte Stufe erreichen. Von hier aus konnten sie weit auf den Nil hinaus sehen. Sie mussten sich beeilen. Ob sie den geheimen Eingang finden würden? Und dann mussten sie ja auch wieder hinunter klettern und zu ihrem Versteck beim grossen Löwen gelangen, bevor die Grabräuber auftauchten. Sie sahen weit und breit niemanden, es war ja auch noch taghell und sie hatten noch einige Zeit. Mussten sie noch weitere Stufen hochklettern oder fanden sie den Eingang hier schon? Langsam und suchend gingen sie zuerst nach rechts dann nach links, immer weiter. Sie fanden nichts Aussergewöhnliches.

Plötzlich erschrakten sie heftig. Direkt unter ihnen, am Fuss der Pyramide hörten sie Stimmen. „Sie müssen von einer anderen Seite her gekommen sein, schnell wir müssen verschwinden, bevor sie hochgeklettert sind“, flüsterte Merenre. „Aber wohin?“, fragte Tirza. Verzweifelt suchten sie nach dem geheimen Eingang. Sie drückten sich eng an die Steinblöcke, damit man sie von unten nicht sehen konnte. Die Stimmen wurden lauter. Es waren Tuschratta und seine Helfer. Sie waren viel früher gekommen, als sie sie erwartet hatten. Sicher hatten die Männer schon die erste Stufe erreicht. „Hier, ich sehe ein kleines Loch“,

flüsterte Tirza. Merenre kam dazu. „Das ist der Eingang. Aber wir können den Steinblock nicht verschieben. Er ist viel zu schwer“, meinte er enttäuscht. „Vielleicht können wir noch auf die andere Seite der Pyramide entkommen. Sie rannten so schnell sie konnten, immer ganz nah am Felsen und so leise wie möglich. Ausser Atem erreichten sie die Ecke der Pyramide. Schnell versteckten sie sich auf der Seite.

Während Tirza sich erschöpft an den Stein lehnte, spähte Merenre zurück. Er sah gerade, wie sein Onkel die dritte Stufe erklommen hatte, nur Sekunden, nachdem sie in Sicherheit waren. „Merenre, gehen sie jetzt zum Eingang?“, fragte Tirza. „Ich denke schon“, flüsterte Merenre. „Oh, nein, sie kommen in unsere Richtung. Schnell, Tirza, wir müssen weg!“ Wieder eilten sie auf den Steinblöcken vorwärts. Plötzlich tat sich vor ihnen ein Abgrund auf. Ein Steinblock fehlte. „Wir müssen hinab“, erklärte Merenre und rutschte etwas unsanft den Felsen hinunter. „Komm ich fange dich auf“, rief er leise. Tirza hatte keine Zeit, zu zögern und machte es ihm gleich. „Hier ist ein offener Eingang, schnell wir müssen uns im Innern verstecken.“ Tirza folgte Merenre, der sie an der Hand fasste. „Wir dürfen einander nicht verlieren.“ Ein Gang führte steil hinab. „Wir haben kein Licht, sollen wir wirklich hier hinein?“, fragte Tirza wieder ängstlich. „Wo sollen wir sonst hin?“, gab Merenre zur Antwort. Sie gingen einige Meter durch den Gang. Noch drang schwaches Licht vom Eingang herein. Merenre, der etwas grösser war als Tirza, sah über sich einen kleinen Schacht der leicht nach oben weg ging. „Schnell, hier hinauf“, flüsterte er. Sie halfen einander. Der Schacht war sehr klein. Für Kinder war das kein Problem, aber Merenre vermutete, sein Onkel würde nicht diesen Weg nehmen, denn dazu war er eindeutig zu dick. Nach einigen Metern spürten sie eine Nische im Schacht. Dort hinein krochen beide, setzten sich möglichst bequem hin und warteten.

Lange brauchten sie nicht zu warten. Der Eingang verfinsterte sich plötzlich und eine Stimme sagte: „Rahotep, hole die Fackeln und du Hinkebein, mach schon mal Feuer. Ich hoffe du hast die Feuersteine dabei.“ Es war Tuschratta, der seine Leute herum kommandierte, als wären sie Vieh. Die Kinder hörten Schritte im Gang.

In diesem Moment wurde es auf unerklärliche Weise finstere Nacht. „Merenre, sie haben den Eingang zugemacht“, flüsterte Tirza kaum hörbar. Doch von draussen hörten sie das Fluchen Tuschrattas: „Beim Osiris, was ist jetzt los? Die Sonne ist vom Himmel gefallen. Es ist Nacht, noch ehe die Dämmerung gekommen ist!“ Von drinnen rief der andere: „Ich kann die Fackeln nicht finden, es ist dunkler als in der schwärzesten Nacht.“ „Hier draussen auch, Rahotep! Ich kann meine Hand vor den Augen nicht mehr sehen. – Tuschratta, wir müssen aufgeben. Re, unser Sonnengott hat uns verlassen. Die Götter zürnen uns, dass wir ins Reich der Toten eindringen. Lass uns nach Hause gehen und nie mehr an diesen verfluchten Ort zurückkehren!“ Tirza und Merenre vermuteten, dass es „der Hinkende“ war, der voller Angst seinen Chef anflehte. Auch sie fürchteten sich in dieser schwarzen Nacht. Doch beim Gedanken an die drei grossen Männer, die da draussen vor Angst zitterten, mussten sie tatsächlich leise kichern. Sie lauschten, ob sie näher kommen würden. Doch es blieb ruhig. Nach einer Weile hörten sie Rahotep: „Ich finde die Fackeln wirklich nicht – es ist zu dunkel.“ Tuschratta wurde langsam ärgerlich. „Mit euch hat man nur Scherereien. Dann mach du Licht mit deinen Feuersteinen. Hier, nimm ein Stück Leinen von meinem Kleid und zünde es an. – Mach schon!“, knurrte er. „Es tut mir leid, die Steine sind mir aus der Hand gefallen, als es so plötzlich Nacht geworden ist“, jammerte „der Hinkende“. „Helft mir suchen, ich finde sie nicht mehr!“ „Dümmer könnte man sich nicht anstellen“, brummte der Onkel erbost.

Nach einer Weile vergeblichen Suchens kündigte Onkel Tuschratta an: „Wir müssen warten, bis es wieder heller wird. Diese stockdunkle Nacht kann ja nicht zu lange dauern.“ Unvermittelt fragte er: „Osorkan, bist du sicher, dass du die Kinder und meinen Bruder gesehen hast?“ „Ja, Chef, ganz sicher“, antwortete dieser. „Wo hat nur der dumme Setoj sein Boot versteckt, wir hätten es doch finden müssen?“ rätselte Tuschratta. Rahotep warnte: „Wir müssen aufpassen, die Kinder haben uns vielleicht verraten. Aber wir werden sie alle zusammen den Krokodilen vorwerfen, sollten sie uns auflauern. Wir sind immerhin drei starke Männer.“ „Und die Götter Ägyptens sind auf unserer Seite“, bummte Tuschratta. „Lasst uns ein wenig schlafen. In dieser Nacht werden uns keine Spione finden.“ Die Kinder schubsten sich. „Sie haben uns wirklich gesehen. Aber wir können nicht einmal Plan B ausführen. Wir sind hier gefangen in dieser Pyramide. Es bleibt uns nur zu warten.“ Wenig später hörten sie dreistimmiges Schnarchen von draussen.

„Wir dürfen nicht einschlafen“, flüsterte Merenre. „Das ist zu gefährlich. Komm wir essen etwas.“ Leise holte er einige Früchte aus seinem Umhang. Tastend und fühlend assen sie. Sie sassen sehr lange da. Immer wieder schubsten sie sich und flüsterten leise miteinander, damit sie nicht einschliefen.

Ob sie trotzdem eingnickt waren? Plötzlich wurden sie durch Tuschrattas Stimme aufgeschreckt: „Aufwachen, was schnarcht ihr hier so laut! Wir müssen uns verziehen. Es muss bald Morgen sein. Beim Osiris, und trotzdem ist es immer noch so dunkel!“ Zum Glück galt dieser Aufruf nicht den Kindern. In der Finsternis hatten die Grabräuber sie nicht gefunden. Sie hörten den Hinkenden jammern: „Wird es denn nie mehr hell? Die Götter haben uns tatsächlich verlassen. Re ist vom Himmel gefallen.“ „Hör auf mit deinem Gejammer.“ Tuschratta spuckte auf den Boden. „Wir müssen unsere Übung abbrechen. Die Nacht ist zu finster. Lasst uns gehen.“ „Wie können wir gehen in dieser schwarzen Nacht?“, fragte Rahotep, der bisher nicht viel gesagt hatte. Statt etwas zu sagen rutschte Tuschratta als Erster eine Stufe hinab, man hörte in weiter unten aufschlagen. „Es ist nicht so schlimm“, rief er. „Folgt mir, aber springt nicht auf mich.“

Plötzlich jubelte „der Hinkende“: „Ich habe meine Feuersteine gefunden. Sie lagen die ganze Zeit neben mir am Boden.“ Sofort versuchte er, Feuer zu machen. Er riss ein Stück seines Kleides ab. „Ich hab's geschafft!“, rief er triumphierend. „Ich habe Feuer!“ Tuschratta blickte nach oben. „Wo? Ich sehe kein Licht!“ „Hier! Siehst du nicht, wie es brennt?“ Tuschratta wurde es ganz komisch zu Mute: „Was ist das für eine Nacht, die kein Licht erhellen kann?“, murmelte er. Und tatsächlich das kleine Licht wurde regelrecht von der Finsternis verschluckt. Es half ihnen nicht. Sie mussten im Dunkeln den Rückweg antreten.

Die Kinder hatten verwundert zugehört. Draussen musste es also genau so finster sein, wie in ihrer Nische im Innern der Pyramide. Sie hörten noch, wie die drei Grabräuber umständlich die Steinstufen hinunter kletterten und rutschten und sich dann in irgendeine Richtung entfernten. Ob die drei ihr Boot in dieser undurchdringlichen Dunkelheit finden würden, wagten sie zu bezweifeln. Selber beschlossen sie auf den Tag zu warten. Denn in dieser Dunkelheit den Ausgang der Pyramide zu suchen, war ganz einfach zu gefährlich.

„Merenre, wie lange sitzen wir jetzt schon da?“, fragte Tirza nach langer Zeit. „Wird es nie mehr Tag?“ – „Was soll ich dir sagen? Ich weiss es doch genau so wenig wie du!“, gab Merenre zur Antwort. Sie assen von ihren Brotfladen und den saftigen Trauben. Wie schade, dass sie kein Wasser dabei hatten. Manchmal schliefen sie eine Weile. Plötzlich sagte Merenre:

„Du Tirza, erzähle mir noch mehr von deinem Volk und von eurem Gott. Ich glaube, er ist sehr mächtig. Ich habe gehört, dass die Zauberer am Hof des Pharaos sich vor ihm fürchten.“ So erzählte Tirza lange Zeit leise all die Geschichten, die ihre Eltern ihr erzählt hatten, von Abraham, Isaak, Jakob und von Josef mit dem Ägypter Namen Zaphenat-Paneach. Wie der grosse Gott, der Himmel und Erde erschaffen hatte, sie erwählt und bis heut für sie gesorgt hatte. Als sie schwieg, sagte er leise: „Ich würde am liebsten zu eurem Volk gehören, denn einen solchen Gott kennen wir Ägypter nicht!“

Auf einmal war es, als würde jemand eine Fackel anzünden. „Still, da kommt jemand“, hauchte Merenre. Doch es kam niemand. Nach einer Weile erkannten beide, dass das Licht von draussen herein leuchtete. „Es ist Tag geworden – ganz plötzlich – genauso wie vorher die Nacht gekommen ist“, stellte Tirza nüchtern fest. „Komm, wir verlassen unser Versteck. Die Räuber sind längst verschwunden.“ Merenre versuchte als erster hinaus zu kriechen. Er konnte seine Glieder beinahe nicht mehr bewegen. Mühsam kroch er durch den Schacht. Tirza folgte ihm ebenfalls ganz verkrampft. Sie halfen einander in den grösseren Gang hinab zu steigen, dann krabbelten sie zum Ausgang. Sie waren von der hellen Sonne so geblendet, dass sie eine ganze Weile stehen bleiben mussten und ihre Augen mit den Händen bedeckten. Allmählich gewöhnten sie sich wieder an die Helle und schauten über die Steinlandschaft zum Nil. Lag dort nicht ein kleines Boot am Ufer? Waren die Grabräuber noch da? Sie legten sich flach auf die Steine, damit man sie von weitem nicht so gut sehen konnte.

Kurz darauf sahen sie eine Person, die den Weg vom grossen Löwen zur Pyramide hochstieg. „Es ist nur eine Person“, flüsterte Tirza. „Es ist mein Vater“, atmete Merenre erleichtert auf. Sie liessen sich vorsichtig über die hohen Steinblöcke hinabgleiten, zuerst auf die erste Stufe dann auf den festen Grund. Als sie etwas unsanft am Boden ankamen, sahen sie es beide zugleich im Sonnenlicht glitzern: „Gold, Merenre, eine goldene Kette!“, rief Tirza überrascht. „Es ist die goldene Anubis meines Onkels. Er hat sie in der Dunkelheit verloren“, ergänzte Merenre und nahm die Figur in seine Hand. „Das ist das Beweisstück gegen Tuschratta. Wir werden es Lord Reti zeigen. Die Initialen meines Onkels sind eingraviert.“

Mit der goldenen Kette in der Hand liefen sie Merenres Vater entgegen. Er war überaus froh, sie gesund in die Arme schliessen zu können. Sofort gingen sie zum Boot, stiegen ein und liessen sich von der Strömung den Fluss hinab treiben. Sie hatten einander viel zu erzählen.

Merenres Vater, war bei Lord Reti gewesen, hatte ihn aber nicht selber treffen können, da er gerade auf einer Reise ins Landesinnere war. Lord Reti sei sehr beschäftigt, wegen der vielen Katastrophen, die über das Land gekommen seien, aber man würde ihm eine dringende Nachricht überbringen. Setoj machte sich darum sogleich auf den Weg, um die Kinder von den Pyramiden zurückzuholen. Aber als er unterhalb des Löwen am Ufer des Nil angelegt hatte, kam die alles verschlingende Dunkelheit über die Gegend. Setoj musste genauso warten wie die Kinder. Mitten in der langen Finsternis, hörte er auf einmal die Stimme seines Bruders und der beiden Gehilfen, die umher irrten und ihre Boote suchten. Wahrscheinlich folgten sie dem Geräusch des Nils, dass sie überhaupt die Richtung fanden. Nur einen Steinwurf von Setoj entfernt hatten sie über ihre weiteren Pläne gesprochen. „Ich hörte, wie sie gemeinsam vereinbarten, sich am ersten normalen Abend nach dieser Finsternis wieder zu treffen, gleicher Ort, gleiche Zeit. Wenn denn diese Finsternis überhaupt einmal zu Ende gehen sollte.“ Sofort sagten die Kinder: „Vater, jetzt ist die Finsternis zu Ende. Sie werden es heute Abend noch einmal versuchen. Sie werden das Gold der Toten holen. Wir müssen sofort zu Lord Reti

und ihm alles erzählen. Vielleicht ist er jetzt zurück.“ Der Vater schüttelte den Kopf. „Nein! Zuerst müssen wir nach Hause. Ich habe das Gefühl, dass diese Dunkelheit länger dauerte als eine Nacht. Ich will sehen, ob es meiner Familie gut geht. Die Zeit reicht dann immer noch, um nach Dahschur zu Lord Reti zu fahren.“

11. Das kleine Lamm

Als die drei im Dorf ankamen herrschte grosse Aufregung. Viele der Hebräerfamilien packten Bündel, als wollten sie verreisen. Setoj wunderte sich. Er verabschiedete Tirza und ging zusammen mit Merenre seinem Haus zu. Auch Tirza rannte schnell zu ihrer Hütte. Als sie in den Hof trat, sah sie das Unglaubliche: Vater hatte eben das kleine weisse Lamm, das einzige das ihnen noch geblieben war, geschlachtet. Tirza schrie laut auf, setzte sich verzweifelt mitten im Hof auf den Boden und weinte hemmungslos.

Asuba kam aus der Tür: „Tirza, du bist wieder hier. Was ist geschehen? Warum weinst du?“ Sie schloss sie in die Arme. „Tirza, es ist ja gut. Du bist wieder da. Komm mit, du hast sicher Durst und Hunger. Du warst so lange fort.“

Wir hatten grosse Angst um euch, als ihr drei Tage lang nicht zurückgekommen seid.“ Tirza wollte sich nicht beruhigen. Endlich brachte sie hervor: „Mein Lamm, Vater hat mein kleines Lamm geschlachtet, während ich weg war!“ Jetzt erst begriff die Mutter, dass Tirza nicht wegen ihrer Reise zu den Pyramiden weinte. „Ach, Kind“, sagte sie erklärend, du kannst ja nicht wissen, was sich hier ereignet hat, während du weg warst. Wenn du es erfährst, wirst du es verstehen, aber nun iss zuerst etwas.“ Ungläubig blickte Tirza zur Mutter. Diese reichte ihr ein wenig Milch, die sie von Merenres Familie erhalten hatten, und ein Stück Brot. Dankbar nahm es Tirza. Während sie ass beruhigte sie sich allmählich.

Sie sah, wie Amal alle wertvollen Gegenstände, die sie noch besaßen ins Haus brachte. Mutter packte alles zusammen in Kisten, Säcke und Körbe. Dazwischen bereitete sie im grossen Backtrog den Teig für frische Brotfladen. „Mutter gibt es ein Fest?“, fragte Tirza während sie dem Treiben ungläubig zusah. Mutter blickte sie an und sagte nur: „Geh zu Vater, er wird dir alles erklären.“ Neugierig stand Tirza auf und trat hinter ihren Vater. Er holte gerade einen Büschel Ysop an der Hauswand. Diesen tauchte er in die rote Farbe, die er in ein Tongefäss gefüllt hatte und strich sie an den Türpfosten. „Was machst du da mit der roten Farbe?“, fragte Tirza. „Es ist keine Farbe, es ist Blut“, erwiderte ihr Vater. „Das Blut des kleinen Lammes!“ „Oh, nein, Vater warum machst du so etwas Schreckliches?“, rief Tirza entsetzt und wandte sich ab. Der Vater trat zu ihr: „Tirza, diese Nacht wird noch etwas viel Schrecklicheres geschehen hier in Ägypten.“ „Was kann denn noch schrecklicher sein, als dass du mein kleines Lieblingslamm schlachtest, Vater?“, sagte sie trotzig. „Tirza, im ganzen Land, in jeder Familie wird der erstgeborene Sohn sterben. Und in jedem Stall im ganzen Land wird von jedem Tier das erstgeborene Junge sterben.“ Tirza sah erschrocken auf: „Amal, muss er sterben?“, fragte sie entsetzt. Der Vater versuchte ruhig zu bleiben. „Nein Tirza, er muss nicht sterben, weil dein Lamm an seiner Stelle gestorben ist. Hör zu, ich werde es dir erklären:

Durch Mose und die Ältesten unseres Volkes liess Gott uns sagen: „In der nächsten Nacht wird ein letztes grosses Unglück über das Land Ägypten kommen, dann wird der Pharao euch aus seinem Land fortjagen. Schlachtet ein junges fehlerloses Lamm, nehmt das Blut und

bestreicht damit den Türrahmen eures Hauses. Wenn dann mein Todesengel durch das Land geht und überall Tod und Schrecken verbreitet, wird er an euren Häusern vorbeigehen. Durch das Blut am Türrahmen zeigt ihr euer Vertrauen zu mir und so werde ich euch verschonen. Das Lamm wird an eurer Stelle sterben und alle, die im Haus sind, werden gerettet'. Verstehst du, Tirza, darum musste dein Lamm sterben, damit wir alle am Leben bleiben." Er nahm wieder den Ysop zur Hand und strich das Blut gleichmässig an den Türrahmen.

Tirza beobachtete genau, wie er es machte. Sie musste über alles nachdenken. Nach einer Weile sprang sie auf. Es war, als hätte sie plötzlich begriffen, worum es hier ging. „Vater, wissen die Ägypter das auch?“ „Was meinst du?“ „Was meinst du?“, fragte er erstaunt zurück. „Das mit dem Blut und dem Lamm.“ „Ich denke nicht. Die Ägypter interessiert ja nicht, was unser Gott sagt.“ „Vater“, Tirza wurde ganz unruhig. „Merenre ist der Erstgeborene in seiner Familie! Bitte, Vater, erlaube mir sie zu uns zu holen! Sie müssen zu uns kommen, dann sind sie in Sicherheit.“ Tirza wartete nicht einmal die Meinung ihres Vaters ab. Sie rannte in Windeseile zum Haus ihrer Freunde. „Merenre, Merenre, ich habe eine furchtbare Nachricht für euch“, rief sie. Anstelle von Merenre begrüßte Ipwet, seine Mutter, das aufgeregte Mädchen. „Hallo Tirza, was ist geschehen? Schau, Merenre und Setoj schlafen. Bist du nicht auch müde?“

Tirza hörte nicht auf Ipwet, sie sprudelte los: „Ihr müsst heute Nacht in unser Haus kommen, sonst wird Merenre sterben. In jedem Haus wird der älteste Sohn sterben...“ Tirza war zu aufgereggt, sie konnte kaum erklären worum es ging. Plötzlich hörte sie hinter sich eine Männerstimme. Der Vater war ihr gefolgt: Er erklärte nun alles genau. Inzwischen waren Merenre und Setoj aufgewacht und lauschten den Worten von Tirzas Vater. Als er geendet hatte fragte Setoj zweifelnd: „Meinst du euer Gott wird auch uns beschützen?“ „Ja, da bin ich ganz sicher. Wenn ihr auf seinen Schutz vertraut und glaubt, dass ihr durch das Blut des Lammes gerettet seid, dann gilt das genauso für euch wie für uns!“ Jaschubs Stimme klang fest und überzeugt. „Ja, also dann, worauf warten wir noch!“, rief Merenre. „Lasst uns gehen!“ Tirza fragte etwas scheu: „Werdet ihr auch dann mit uns kommen, wenn uns der Pharao aus dem Land jagt?“ Und der Vater ergänzte: „Ja, ihr dürft euch gerne unserem Volk anschliessen. Packt die wichtigsten Dinge zusammen, dann kommt vor Sonnenuntergang zu uns hinüber. Gemeinsam werden wir das gebratene Fleisch zusammen mit ungesäuertem Brot und frischen Kräutern essen. Ihr seid herzlich eingeladen. Möge Gott uns alle schützen.“

12. Die endgültige Rettung

Wieder zuhause, schlief Tirza erschöpft ein. Erst kurz vor Sonnenuntergang erwachte sie und setzte sich gespannt vors Haus. Sie hoffte inständig, dass Merenres Familie bald auftauchen würde. Was, wenn sie es sich anders überlegt hätten, wenn sie ihnen und ihrem Gott nicht glaubten? Tirza atmete erleichtert auf, als sie in der Dämmerung eine kleine Karawane entdeckte. Sie kamen wirklich. Merenre führte an der Spitze ihre ganze Schaf und Ziegenherde mit. Setoj hatte einen Wagen beladen mit Gütern und eins seiner Rinder eingespannt. Die anderen Rinder folgten dem Wagen. Die beiden kleinen Geschwister von Merenre sassen hoch oben auf dem Gepäck. Ipwet half, all die Tiere beieinander zu behalten. So kamen sie langsam zum Haus von Jaschub. Tirza tanzte vor Freude. Sie sperrten die Tiere in den leeren Stall und gingen dann hinein. Sie traten durch den vom Blut geröteten Rahmen ins Haus. Und der Vater schloss die Türe.

Sie brietten das Fleisch am Feuer und assen es mit Brot und Kräutern. Endlich hatten die Kinder Zeit, von ihren Erlebnissen in der Pyramide zu erzählen. Nun erfuhren sie auch, wie lange sie dort ausgehalten hatten. Amal erklärte ihnen: „Die grosse Finsternis lag drei ganze Tage und Nächte über Ägypten, während hier in Goschen über den Dörfern der Hebräer die Sonne schien.“ Und Setoj meinte nachdenklich: „Sogar der Sonnengott Re hat gegen den allmächtigen Gott der Hebräer keine Chance gehabt. Eigentlich müssten die Ägypter nach all diesen erstaunlichen Ereignissen ihre Götter verlassen und diesem stärkeren Gott vertrauen.“ Während sie da beieinander sassen, sprang Merenre plötzlich auf und sagte: „Vater, jetzt sind sicher die Grabräuber am Werk und wir können nichts dagegen tun.“ – „Wir können nur hoffen, das Lord Reti seine Polizisten und Helfer rechtzeitig zur Pyramide schickt, damit sie die Räuber noch abfangen können.“

Es war schon weit über Mitternacht. Während sie noch ums Feuer sassen, hörten sie auf einmal draussen laute Klagerufe. Vorsichtig öffnete Jaschub die Türe. Von weit drüben, wo die Häuser der Ägypter lagen, kam das laute Geschrei. Aber auch in seiner Nachbarschaft herrschte bald ein grosses Durcheinander. Jemand meldete: „Wir brechen auf, der Pharao selbst hat befohlen, dass wir sein Land verlassen sollen.“ Ein anderer, es war ein Ägypter aus dem Dorf, ging durch die Strassen und rief: „Ihr Hebräer, geht, weg aus unserem Land, wenn ihr noch länger hier bleibt, werden wir alle umkommen.“

Setoj blickte traurig zu seinen Landsleuten. Sie hatten sich lieber dem Schutz ihrer Götter anvertraut, als dem lebendigen Gott der Hebräer. Aber die Götter hatten sie nicht schützen können.

Gemeinsam mit Jaschub und Amal, brachten Setoj und Merenre die Schafe und Ziegen und ihre ganze Ware auf die Strasse, die Frauen trugen Körbe und Backtröge. Das Morgenrot leuchtete schon im Osten, als plötzlich ein Ägypter nach der Familie des Jaschub fragte. Man zeigte ihm den Weg zu ihm. Er führte eine kleine Schar Ziegen und Schafe mit sich. Tirza sah es als erste: „Mutter, Vater, unsere Tiere kommen zurück!“, rief sie voller Freude. „Wer von euch ist Jaschub?“, fragte der Ägypter. Tirzas Vater trat vor. Der Fremde sagte: „Ich komme im Auftrag von Lord Reti. Eure Unschuld ist an den Tag gekommen. Ich bringe euch die zu Unrecht gestohlenen Tiere zurück.“ Jaschub konnte kaum glauben, was er da gerade erlebte. Ein Ägypter brachte ihm sein Vieh zurück! Setoj trat hinzu: „Sind die Grabräuber gefasst worden?“, fragte er. Der Bote erwiderte: „Ja, Lord Retis Soldaten haben den Medjai Rahotep und seinen Helfer Osorkan heute Nacht bei frischer Tat ertappt und gefangen genommen. Sie werden gerecht bestraft werden. Die Grabschätze, die sie aus der Pyramide geholt hatten, sind sichergestellt worden. Lord Reti lässt danken für den Hinweis, den ihr ihm gebracht habt.“ Er machte eine Pause, um zu sehen, was seine Worte auslösten. Aber die zwei Familien standen da, als könnten sie nicht verstehen, was sie gerade hörten. Also, meinte er trocken: „Ich glaube ich habe meine Aufgabe erfüllt. Alles Gute.“ Er machte kehrt und verschwand in der Menge.

Merenre fand als erster wieder Worte: „Vater, wenn das stimmt, dann ist Onkel Tuschratta entkommen und wir müssen uns weiterhin vor ihm fürchten!“ Auch Tirza konnte sich das ganz gut vorstellen: „Sicher hat er das meiste Gold für sich genommen!“, meinte sie. Setoj blickte die Kinder an und meinte mit ruhiger Stimme: „Macht euch keine Sorgen um Tuschratta, er ist ganz bestimmt nicht entkommen. Das Grab der Könige ist zu seinem

eigenen Grab geworden. – Er war der Erstgeborene unserer Familie. Er hat die gerechte Strafe schon erhalten.“

Die Kinder atmeten erleichtert auf. Nie wieder, würde er sie bedrohen können. Ihre beiden Familien waren endgültig gerettet. Während die Leute auf den Strassen noch ihre Lasten auf Karren und Tiere luden und auf das Zeichen des Aufbruchs warteten, waren Merenre und Tirza plötzlich verschwunden.

Noch ein letztes Mal suchten sie ihren geheimen Platz am Nil auf. Sie blickten über die weite Ebene, das blaue Wasser, die grünen Felder mit der aufgehenden Saat. „Merenre, wollt ihr dieses schöne Land wirklich verlassen?“, fragte Tirza unverhofft. Merenre ergriff ihre Hand. „Tirza, du hast mir das Leben gerettet! Wenn du nicht wärst, würde ich dies alles heute Morgen gar nicht mehr sehen.“ „Nein, Merenre, nicht ich habe dich gerettet“, erwiderte sie. „Es war unser Gott!“ „Aber du hast mir von ihm erzählt, sonst hätte ich vielleicht auch auf die Götter Ägyptens vertraut, wie die allermeisten aus meinem Volk.“ Bei diesen Worten zog Merenre die Kette mit der goldenen Anubis seines Onkels unter seinem Hemd hervor. Er trat näher zum Wasser und hielt die Kette ins Sonnenlicht. „Schau, mein Volk hofft auf solche Götter.“ Tirza blickte gespannt, was er jetzt tun würde. „Aber sie können nicht helfen. Sie sind nicht mehr wert, als dass man sie im Nil versenkt.“ Er liess die Kette los. Sie klatschte im Wasser auf und verschwand in der Tiefe. „Ai, Merenre, das war doch echtes Gold!“, rief Tirza. Man hätte es einschmelzen können, doch du versenkst es einfach im Nil.“ Merenre schüttelte den Kopf. „Nein Tirza, ich will dieses Gold von meinem Onkel nicht. Es ist gestohlenen Gold. Und es ist eine Götterfigur. Ich will keine Götterfiguren mehr auf mir tragen. Von nun an vertraue ich auf euren Gott. Er wird uns ganz sicher geben, was wir brauchen. Und jetzt müssen wir zu den anderen zurück. Sicher sind sie schon aufgebrochen.“

Als sie vom Fluss zurückkamen hatte sich der lange Zug mit Menschen und Tieren langsam in Bewegung gesetzt. Sie fanden ihre Familien wieder und gesellten sich zu ihnen. Jaschub sprach mit Setoj. Merenre hörte seinen Vater eben sagen: „Wir haben in letzter Zeit deutlich sehen können, dass euer Gott, der lebendige Schöpfergott ist und Macht über alle Götter und Könige hat. Lieber kommen wir mit euch in eine ungewisse Zukunft, im Vertrauen auf einen Gott der uns beschützt, als dass wir hier zurückbleiben und an Götter glauben, die nicht helfen können.“

Sie liessen ein fast leeres Dorf zurück. Auch aus vielen anderen Dörfern zogen lange Karawanen Richtung Osten. Irgendwo weiter draussen trafen sie alle aufeinander. Dort stand auch ihr Anführer Mose, der sie mit Gottes Hilfe und unter seinem Schutz in die Freiheit führen würde.

© 2011/ Ruschi Wyssen, Semaja-Verlag, Gratisdownload

Wenn Sie den Semaja-Verlag unterstützen wollen, dürfen Sie gerne einen freien Betrag überweisen.

Herzlichen Dank. Die Zahlungsinformationen finden Sie hier:

Unser Konto bei Postfinance lautet: 30-161445-1

Unsere Adresse: Semaja-Verlag, R. und D. Wyssen, Holtiweg 12, CH-3076 Worb / Schweiz

Die BIC Nr. lautet: POFICHBEXXX

Die IBAN Nr. lautet: CH71 0900 0000 3016 1445 1

